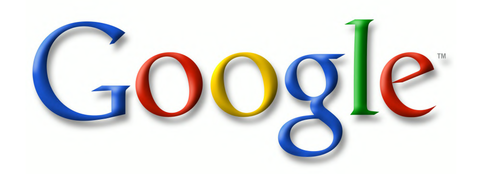
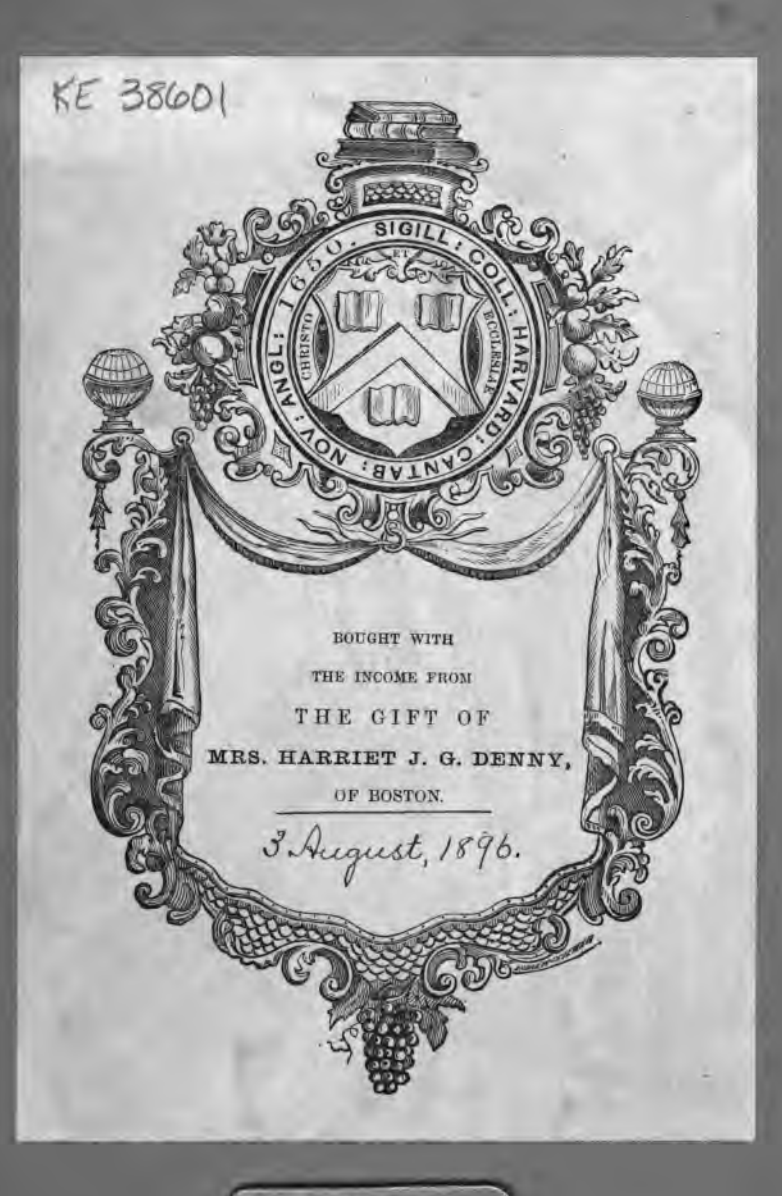



HW 2QKS W


SIGILL : COLL : HARVARD : CANTAB : NOV : ANGL : 1650.
CHRISTO ET ECCLESIAE

Die

Kunst des Übersetzens.

Ein Hilfsbuch

für den

lateinischen und griechischen Unterricht.

Von

Paul Cauer.

Zweite, vielfach verbesserte und zum Teil umgearbeitete Auflage.

Berlin.
Weidmannsche Buchhandlung.
1896.

Das Mafs, das der Verstand an die Dinge legt, geht nie rein auf. Das meiste in der Welt wird durch inkommensurable Gröfsen gemacht.

Rembrandt als Erzieher.

Den Freunden

am

Kieler Gymnasium

Ewald Bruhn und Anton Funck

in

dankbarer Erinnerung

an die

Jahre gemeinsamer Arbeit

gewidmet.

Vorwort.

Seit längerer Zeit war es meine Gewohnheit, bei der lateinischen und griechischen Lektüre einzelne Proben der Übersetzung zu notieren: charakteristische Beispiele des Unterschiedes zwischen fremdem und deutschem Ausdruck, besonders glückliche Wendungen die mir selbst oder einem der Schüler gelungen waren, aber auch lehrreiche Fehler, die uns aufgehalten hatten. Als ich dann im Winter 1891/92 zum ersten Male vor einem kleinen Kreis älterer Studenten und jüngerer Lehrer die Aufgaben des philologischen Unterrichtes behandelte, bot die vorhandene Sammlung einen Anhalt, um die Kunst des Übersetzens nach ihren wichtigsten Schwierigkeiten und Hilfsmitteln zu schildern und zugleich durch selbsterworbene Beispiele zu illustrieren. Aus der Gruppierung und theoretischen Begründung, die dabei versucht werden mufste, ergaben sich nun aber bald wieder neue Gesichtspunkte für fortgesetzte Beobachtung. Immer rascher wuchs der Stoff an, und allmählich regte sich der Wunsch ihm Gestalt zu geben. So ist das vorliegende Werkchen entstanden.

Als Leser denke ich mir vorzugsweise jüngere Berufsgenossen, die sich noch nicht in längerer Thätigkeit eine feste Gewöhnung gebildet haben und vielleicht, indem sie eigene Grundsätze zu erwerben suchen, gern von dem Kenntnis nehmen, was ein andrer erprobt hat. In welcher Weise solche Mitteilungen wirken können und sollen, ist in den Schlufsworten angedeutet. Dafs auch reifere Schüler das Buch mit Nutzen gebrauchen werden, möchte ich glauben; jedenfalls finden sich wenige Gedanken darin, die ich nicht selbst mit meinen Schülern wiederholt durchgesprochen hätte.

Die Übung des Übersetzens wird auch durch die neuen Preufsischen Lehrpläne noch in einigem Umfange gestattet, sogar nachdrücklicher als bisher empfohlen. Allerdings heben gleichzeitige Mafsregeln den Erfolg dieser Empfehlung im voraus wieder auf. Die Verkürzung des grammatischen und des Geschichtsunterrichtes wird der Sicherheit in den sprachlichen Kenntnissen wie der Vertrautheit mit den realen Verhältnissen des Altertums noch weiter Abbruch thun; und dieser Übelstand kann nicht anders als den Betrieb der Lektüre, den er mit formalen und stofflichen Erklärungen belastet, immer mühsamer und unfruchtbarer machen. Von der Verantwortung dafür sind wir Lehrer frei. Aber wer seine Schüler lieb hat und den inneren Beruf, durch den er ihnen zugeführt wurde, höher schätzt als die geschriebene Vokation, der wird im Bewufstsein dieser Freiheit nicht ausruhen, sondern fortfahren das wenige zu thun, was noch in seinen Kräften steht. Und dafür bieten Lektüre und Übersetzung immerhin einen Punkt, an dem eingesetzt werden kann. Nicht ohne schmerzliches Gefühl habe ich dies Buch geschrieben, aber doch auch nicht ohne Freude in der Erinnerung an die arbeitsreichen und frohen Stunden, aus denen es erwachsen ist. Auch der Fremde, meine ich, und der Gegner mufs hier und da durchmerken, mit welcher Lust das alles erlebt wurde. Und so mag die kleine Schrift an ihrem Teile zur gerechteren Würdigung und damit vielleicht einst zur Wiederherstellung eines Unterrichtes beitragen, den die Wortführer des Tages gering achten und dessen stille Arbeit doch gerade heute mehr als je unserm Volke not thut, um zu helfen dafs es geistig und sittlich gesunder werde.

„Jede Unterrichtsmethode sollte das Übersetzen auf das ‚notdürftigste Mafs einschränken. Die Muttersprache oder „eine andere bekannte brauchen wir natürlich als Mittlerin „der fremden gegenüber; aber diese Mittlerschaft ist ein

„*für* allemale ein Übel, wenn auch ein notwendiges Übel.
„Je öfter wir an das Heimische erinnert werden, desto
„schwerer werden wir im Fremden heimisch. — — —
„— — Die lateinische Grammatik wird in deutscher
„Sprache vorgetragen, auch nachdem die Schüler genug
„Latein gelernt haben, um die Regeln in lateinischer Fassung
„zu verstehen. Darin verfuhren die Humanisten weiser!
„Beim Lesen der Klassiker ist — war wenigstens — eine
„Hauptfrage: Wie drückt man das in elegantem Deutsch
„aus? — als käme es in der lateinischen Stunde darauf
„an, Deutsch zu lernen.“

So schreibt Georg von der Gabelentz in dem Buche, das als sein Vermächtnis angesehen werden kann: Die Sprachwissenschaft, ihre Aufgaben Methoden und bisherigen Ergebnisse (1891), S. 73. Das Urteil, das mancher mit Befremden lesen wird, beruht nicht auf Mangel an Verständnis für Aufgaben des Unterrichts; vielmehr sind die Ausführungen des verstorbenen Gelehrten gerade dadurch so erfreulich und fruchtbar, dafs er Sinn für das Praktische mit dem theoretischen Triebe zu vereinigen wufste. Aber er dachte sich den Schulunterricht so, wie er unbekümmert um einen amtlichen Lehrplan, um Stundenzahl und häusliche Überbürdung, nur nach den Rücksichten gestaltet werden könnte, die in der Natur der Sache liegen; da wird man das freie Sich-Hineinleben in die fremde Sprache vielleicht lieber pflegen als die immer fortgesetzte Vergleichung mit der eignen. Wir sind in andrer Lage, durch äufsere Verhältnisse eingeengt, in denen wir versuchen müssen, ob es gelingt aus der Not eine Tugend zu machen.*) Wenn also darauf verzichtet werden soll, dafs unsre Schüler frisch und tüchtig Latein und

*) Auch den grammatischen Teil des lateinischen und griechischen Unterrichtes unter diesem Gesichtspunkte zu behandeln, ist ein seit lange vorbereiteter Plan. Wenn kein äufseres Hindernis eintritt, soll er noch im Laufe des Jahres ausgeführt werden.

Griechisch lernen, so wollen wir sorgen, dafs sie wenigstens am Lateinischen und Griechischen ein Stück Deutsch lernen.

Der Beitrag dazu, den dies kleine Buch darbot, hat eine recht freundliche Aufnahme gefunden. Besonders aus dem südlichen und mittleren Deutschland, aber auch aus nächster Nachbarschaft hier in Schleswig-Holstein, sind mir, privatim wie in öffentlicher Besprechung, Beifall und Anerkennung zu teil geworden. Und selbst ein vereinzelter scharfer Widerspruch konnte mich in der eingeschlagenen Richtung nur bestärken. Er kam aus einer Gegend, von wo ich ihn erwarten mufste, und bewies, dafs es doch nicht etwas von allen schon Anerkanntes, also nichts Überflüssiges war, was ich vorgetragen hatte.

Die Grundanschauung ist in der neuen Auflage durchweg dieselbe geblieben; so habe ich aus dem Vorwort, das im Herbst 1893 geschrieben war, einige Hauptgedanken im Vorstehenden wieder abgedruckt. Das Buch selber erscheint trotzdem vielfach verändert, auch erweitert. Manche neue Beobachtung ist hinzugekommen, ältere Beispiele sind durch treffendere neue ersetzt, darunter nicht wenige von befreundeter Seite mitgeteilte; die kurzen Andeutungen über „Partikeln", die früher unter dem Titel „Synonyma" mit einbegriffen waren, sind jetzt zu einem besonderen Kapitel ausgearbeitet. Eine irgend abgeschlossene Darstellung findet man freilich auch hier nicht; nur Grundsätze der Behandlung, an einigen Beispielen erläutert, kein fertiges System. Um so leichter wird das Hinzugekommene sich einfügen, als neues Glied in das Ganze einer Betrachtungsweise, die eben nicht fertig ist, sondern im Werden begriffen, die darum auch auf Leser rechnet, in denen Kraft und Freude des Werdens noch lebendig sind.

Kiel/Flensburg, Ostern 1896.

Paul Cauer.

Einleitendes.

Begrenzung der Aufgabe.

Est quadam prodire tenus, si non datur ultra.
Horaz.

Als König Ptolemäus Philadelphus die heiligen Schriften der Juden ins Griechische übertragen zu sehen wünschte, liefs er siebzig jüdische Gelehrte in ebenso vielen Zellen auf der Insel Pharos einschliefsen und jeden für sich eine Übersetzung anfertigen; als man dann die Resultate der Arbeit verglich, stimmten sie alle wörtlich überein. Diese hübsche Geschichte[1]) ist ein Lieblingsstück unsrer populären Bibelkunde geworden; und mit verständlichem Instinkt hat sich gerade die Schule ihrer bemächtigt. Denn sie ist innerlich verwandt mit jener naiven Auffassung des Verhältnisses zwischen verschiedenen Sprachen, von der die meisten Schüler und manche Lehrer beherrscht werden. Wer zuerst anfängt Wörter und Formen einer fremden Sprache zu lernen, der erwartet nicht anders, als dafs sie denen, die er kennt, Zug für Zug entsprechen werden. Noch erinnere ich mich der Beunruhigung, die ich als Sextaner empfand, da ich begreifen sollte, dafs die Freude im Lateinischen ein Neutrum sei. Gegen dergleichen Überraschungen nun wird ja auch der jugendliche Geist bald abgehärtet. Aber im Grunde bleibt doch die Überzeugung stehen, dafs zwei Sprachen nur ein doppelter Ausdruck für dieselbe Sache seien, dafs für jeden Satz, der in der einen ausgesprochen ist, ein genau gleichwertiger in der andern vorhanden sei und dafs solche Übereinstimmung nichts

Wunderbares habe, vielmehr auf der natürlichen Ordnung der Dinge beruhe. Der Unterricht, dem es obliegt den Verstand in stramme Zucht zu nehmen und eine Schar von 20, 30 oder mehr kleinen Menschen an ein geordnetes und gleichartiges Denken zu gewöhnen, kann gar nicht anders als von gesetzmäfsigen Beziehungen zwischen den Teilen, die er verbinden soll, ausgehen. Er mufs kategorisch erklären: das und das „heifst“ auf lateinisch so und so; diese Übersetzung ist falsch, jene richtig. Unablässige, tägliche und stündliche Arbeit wird erfordert, um ein System fremder Flexionsformen, einen ausreichenden Vokabelschatz, vollends später um feinere syntaktische Verhältnisse zu allgemeinem und sicherem Besitz zu bringen. Da ist es begreiflich, wenn auch der Lehrer, der inmitten dieses Betriebes tagaus tagein sich abmüht, nach und nach von der schülerhaften Betrachtung der Dinge angesteckt wird. Mag er bei Zeiten dagegen ankämpfen, immer wieder wird er in Gefahr kommen, das, was Mittel zum Zweck ist, für die Sache selbst zu nehmen, und zufrieden zu bleiben, wenn er es dahin gebracht hat, dafs für *non ignoro* gleich von selber „ich weifs wohl“, für *non magis quam* „ebenso wenig“ gesagt oder jedes *ἂν* mit „wohl“, jeder lateinische Potentialis mit „dürfte“ wiedergegeben wird.

Dem Übel wird scheinbar dadurch abgeholfen, dafs man auch auf die Abweichungen des deutschen Sprachgebrauchs vom fremden fleifsig achten lehrt. Aber indem man diese in Regeln zusammenzufassen sucht, geschieht es bald, dafs der eben hinausgetriebene Irrtum von der andern Seite wieder hereintritt. Die Meinung, dafs es für jede deutsche Wendung eine von Natur gleichbedeutende lateinische oder griechische gebe, ist nicht erschüttert, wenn man auch gelernt hat, dafs die dem Sinne nach gleichen Ausdrücke in bestimmten Fällen unähnliche Form haben. Xenophon Memor. II 1, 24 *τί ἂν ἰδὼν ἢ τί ἀκούσας τερφθείης* übersetzte ein Obersekundaner: „was zu sehen oder zu hören dich erfreuen würde“. Auf das Verlangen, er solle auch einmal

wörtlich übersetzen, antwortete er ganz bescheiden: „Das ist ja wörtlich; die Verba des Affekts regieren im Griechischen das Particip statt des Infinitivs." Was liegt alles in diesem „statt"! In Prima las ich einmal die Ode auf Licymnia: *quam nec ferre pedem dedecuit choris* „der es wohl anstand den Fufs zum Reigen zu heben". Das war nichts. Ich versuchte auf einem kleinen Umwege zu dem richtigen Verständnis zu führen: Horaz will rühmen, dafs die Geliebte des Mäcenas auch bei ausgelassenem Spiel die Grenzen des Anstandes niemals überschritt; also etwa „die es verstand, mit Anmut den Fufs zu heben". Aber die negative Wendung wollte mein junger Freund nicht gelten lassen: *non dedecet* sei eine Litotes, bedeute also ein verstärktes *decet*. Nicht mit Unrecht warnte Moriz Haupt in seinen Vorlesungen [2]) vor dem Gebrauch grammatischer Kunstausdrücke wie Ellipse, Pleonasmus, Enallage u. s. w., wodurch Erscheinungen des Sprachlebens äufserlich zusammengefafst und kurz bezeichnet würden, während es darauf ankomme den Vorgang in der lebendigen Menschenseele zu erfassen, auf dem jedesmal die Erscheinung beruhe.

Der Mechanisierung des Übersetzens und Erklärens wird neuerdings dadurch Vorschub geleistet, dafs schriftliche Übertragungen fremder Texte ins Deutsche unter die vorschriftsmäfsigen Klassenarbeiten aufgenommen worden sind und auch bei den Prüfungen eine wichtige Rolle spielen [3]). Der Einflufs der roten Tinte wird sich hier bald bemerkbar machen; der Gedanke an die „Zielleistung" wird den Gang des Unterrichts mit bestimmen, er mufs dazu drängen, dafs ein fester Schatz von Formeln und Kunstgriffen ausgebildet und angewöhnt wird, damit am Ende diejenige äufsere Korrektheit erscheine, die vor einem summarisch prüfenden Auge bestehen kann [4]). Dem gegenüber möge kein Lehrer versäumen von Zeit zu Zeit an der Erkenntnis sein Gewissen zu schärfen, zu der Wilhelm von Humboldt, auch er seinerzeit Leiter der geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten im preufsischen Ministerium, gelangt war.

Er schreibt an August Wilhelm von Schlegel, den Shakespeare-Übersetzer, am 23. Juli 1796[5]): „Alles Übersetzen scheint „mir schlechterdings ein Versuch zur Auflösung einer unmög-„lichen Aufgabe. Denn jeder Übersetzer mufs immer an einer „der beiden Klippen scheitern, sich entweder auf Kosten des „Geschmacks und der Sprache seiner Nation zu genau an „sein Original, oder auf Kosten seines Originals zu sehr an die „Eigentümlichkeit seiner Nation zu halten. Das Mittel hier-„zwischen ist nicht blofs schwer, sondern geradezu unmöglich.“ Noch härter absprechend Haupt: „Das Übersetzen ist der Tod des Verständnisses.“ Das klingt freilich paradox, und man empfindet darin etwas von dem Hochmut des Vertreters der reinen Wissenschaft, der dem banausischen Treiben der Schule den Rücken kehrt; aber einen recht heilsamen Mahnruf kann doch auch sie aus dem übertreibenden Urteil entnehmen. Wer ihn verstehen will, lese die feinsinnige Abhandlung von Julius Keller: „Die Grenzen der Übersetzungskunst“[6]). Dort wird ausführlich nachgewiesen, wie die Sprache kein Kleid ist, das man von den ausgesprochenen Gedanken abziehen und durch ein anderes ersetzen könnte, sondern dafs sie mit den Gedanken untrennbar verwachsen, zugleich Form und ein Stück des Inhalts ist. Nicht nur für Abstracta wie etwa lat. *fides* giebt es kein genaues Äquivalent im Deutschen, sondern auch durch sinnliche Gegenstände wie Sonne Mond Baum Rind Esel waren im Geiste der alten Völker Vorstellungen erweckt und mit den dafür geschaffenen Namen fest verbunden worden, die uns fremd sind und in die wir erst versuchen müssen uns hineinzudenken. Den Streifzügen durch mannigfaltige Gebiete des sprachlichen Lebens, mit welchen Keller den kindlichen Glauben, dafs das Denken bei allen Völkern das gleiche sei, bekämpft, folgt man um so williger, als er zuletzt doch nicht bei der negativen Konsequenz, dafs eben Übersetzung unmöglich sei, stehen bleibt. Vielmehr sucht er diejenigen Elemente im grammatischen und logischen Bau der Sprachen auf, die mit einiger Sicherheit als

gleich vorausgesetzt werden und der Übertragung zum Anhalt dienen können. Sein Ziel ist nicht, vom Übersetzen abzuschrecken, sondern zu verständiger und eindringlicher Übung dieser Kunst anzuleiten.

Kellers Abhandlung soll vorzugsweise der Schule dienen, die natürlich auf die Thätigkeit des Übersetzens nicht verzichten kann. Aber auch aufserhalb ihrer Kreise hat die stolze Resignation, von der wir einige Zeugnisse anführten, nicht die Herrschaft behauptet. Humboldt selber hat sich an einigen der schwierigsten Aufgaben fast mit leidenschaftlichem Eifer versucht und in der Einleitung zu seiner Übersetzung des Agamemnon (1816) auch theoretische Bemerkungen gegeben, die für jeden, der Ähnliches unternehmen will, wertvoll sind (Ges. Werke III, S. 12 ff.). In neuester Zeit ist eine besonders erfreuliche Erscheinung: Euripides Hippolytos, griechisch und deutsch von Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff (Berlin 1891). Da man dem Hellenentum die Wirksamkeit in der Schule mehr und mehr erschwert und bald ganz abschneiden wird, so mufs auf andere Wege gesonnen werden, durch welche die ästhetischen und sittlichen Kräfte der Griechen der modernen Menschheit zugeführt und zu Elementen einer neuen Kultur gemacht werden können. Als einen Versuch in dieser Richtung bietet Wilamowitz die Verdeutschung einer Tragödie des Euripides. Vorangestellt hat er ein Kapitel über die Frage, was Übersetzen sei, in dem er, an Haupt anknüpfend, die Schwierigkeit aber auch die Möglichkeit einer verständnisvollen Nachbildung erörtert. Der gröfste Teil seiner Ausführungen hat es mit der metrischen Form zu thun, kommt also für die bescheidneren Aufgaben der Schule kaum in Betracht. Aber auch sie kann sich, mit einer kleinen Modifikation, den Satz aneignen, in den er die Forderung zusammenfafst, die an den Übersetzer zu stellen sei. Auch ihr Ziel mufs sein: einen deutschen Text herzustellen, der auf heutige Leser oder Hörer einen ähnlichen Eindruck macht, möglichst annähernd gleiche Gedanken und Empfindungen in ihnen weckt, wie

das Original sie in den Zeit- und Volksgenossen des Autors hervorrief.

Aus diesem Grundgedanken erwächst eine doppelte Aufgabe. Einmal mufs die Sprache, in die wir übersetzen, wirkliches lebendiges Deutsch sein, nicht ein künstliches Latein-Deutsch oder Griechisch-Deutsch; wie soll es sonst unserm Gemüt nahe kommen? Dann aber mufs die Eigenart des alten Dichters oder Schriftstellers gewahrt werden; Homer mufs in anderes Deutsch übersetzt werden als Vergil, Tacitus anders als Cicero [7]). Jede dieser Forderungen für sich ist schwer genug. Die erste bedeutet Herrschaft über die Muttersprache, zur zweiten gehört es, dafs der Übersetzer sich in den Geist seines Autors hineinlebe und von da aus den deutschen Ausdruck bilde; woraus weiter folgen würde, dafs es eigentlich für jeden Schriftsteller eine besondere Kunst des Übersetzens gebe [8]). Das Schlimmste aber ist: beide Tendenzen wirken einander entgegen; sie auszugleichen, das ist eben die Unmöglichkeit, auf die Humboldt hinwies. Eine Übersetzung, die dem Original Wort für Wort und Satz für Satz folgte, würde die Eigentümlichkeiten des ursprünglichen Stiles erkennen lassen, aber in unsaubrer Zeichnung; wie denn Don Quixote (X, 10) eine Übersetzung mit der Rückseite einer niederländischen Tapete vergleicht, wo die Figuren sich zwar zeigen, aber durch kreuz und quer gehende Fäden entstellt sind. Andrerseits wenn man sich bemüht die grofsen und kleinen Flecke wegzuputzen, die durchgesteckten Fäden zu verbergen, so ist zu fürchten, dafs das Bild zwar wieder glatt werde doch dem ursprünglichen nicht charakteristisch ähnlich bleibe. Eine absolute, in Regeln fafsbare Auseinandersetzung zwischen den Ansprüchen, die von beiden Seiten erhoben werden, kann nie gelingen. Aber wer darum den Versuch überhaupt aufgeben wollte, würde einem Maler gleichen, der daran verzweifelte eine Landschaft oder ein menschliches Antlitz darzustellen, weil er nicht jedes einzelne Teilchen, alle Bäume, Zweige, Blätter, alle Falten und Haare wiedergeben kann. Die wesent-

lichen Züge kann gerade seine Kunst herausheben und dadurch den Eindruck des Lebens erneuern, während die Photographie durch pedantische Treue verwirrt und tötet. Alles künstlerische Schaffen hat seine eigentliche Kraft auf dem Gebiete des Irrationalen; so auch das des Übersetzers.

Ist damit die Entscheidung letzter Instanz dem Verstande genommen und dem subjektiven Gefühl zugeschoben, so versteht es sich doch von selbst, dafs dieses um so sicherer das Gute treffen wird, je mehr es sich von Willkür fern hält, je feiner die Nuancen sind, zwischen denen es wählt, je sorgfältiger vorher durch verständige Überlegung das Material bereitet ist, mit dem gearbeitet werden soll. Deshalb wird der Übersetzer die Gegensätze, die er gern versöhnen möchte, immer im Auge behalten und, ehe er seinen sprachlichen Takt wirken läfst, mit klarem Bewufstsein festzustellen suchen, wie viel er jedem der beiden Streitenden zugestehen kann, ohne den andern zu verletzen. Indem so die Aufmerksamkeit nach zwei Seiten gespannt bleibt, wird auch ein doppelter Gewinn sich ergeben.

Es wird gelingen ein Stück fremder Litteratur in das eigne Geistesleben aufzunehmen. Ohne Übersetzung, sei es die eigne oder eine fremde, ist das doch nur ganz wenigen möglich. Den geringen Einflufs, den manche hervorragende Werke ausländischer Litteratur auf die deutsche Bildung gewonnen haben, erklärt Michael Bernays[9]) daraus, dafs die Eigenart solcher Schöpfungen wie z. B. der französischen Tragödie sich einer würdigen Nachbildung im Deutschen nicht fügen wollte. Die Übersetzungen der Schule können mit Arbeiten, wie er sie hier im Sinne hat, nicht wetteifern; aber sie haben doch auch ihren eignen Vorzug. Immer von neuem werden sie erzeugt, nicht in einmal gefundener Form festgelegt; und während der Reproduktion begleitet den Geist des Sprechenden wie des Hörenden noch das Bewufstsein von den Worten des Originals, um die unvollkommene Wiedergabe zu rechter Fülle und Klarheit zu ergänzen[10]). — Der zweite Gewinn, den die Mühe des Übersetzens einbringt,

besteht in der Bereicherung der eigenen Sprache. Einer der ersten, die das erkannt hatten, war Cicero, der selber erzählt, wie er durch Übersetzen des Äschines und Demosthenes seinen Stil gebildet habe. Aus neuerer Zeit liefsen sich von Schiller, Wilhelm von Humboldt, Schleiermacher verwandte Zeugnisse anführen[11]. „Der Übersetzer", schreibt Bernays, „darf sich wohl „einem Eroberer vergleichen, der, was er in fremden Landen „an herrlicher Beute gewonnen, der Heimat zuführt, wo es hin„fort als nutzbringendes Besitztum dauernd gedeiht." Aus gleichem Sinn erwachsen ist eine ältere Schrift von Tycho Mommsen[12], die von der Übertragung fremder Dichtwerke handelt; da werden die Vorteile fein hervorgehoben, die jede einzelne der modernen Sprachen dem poetischen Ausdruck bietet, und Proben von der Kunst deutscher Übersetzer gegeben, die eben im Wettkampf mit jenen Vorteilen für die Muttersprache neue Formen geschaffen, überraschende Klangwirkungen ihr entlockt haben. In bescheidenem Mafse läfst sich ein ähnlicher Erfolg auch auf der Schule erreichen, bei Knaben und Jünglingen, deren Bewufstsein von den Schätzen der eigenen Sprache noch im Werden begriffen ist. So ist es ja nicht gemeint, dafs dem Deutschen fremde Elemente aufgedrängt werden sollen; sondern aufgestachelt durch das Suchen nach dem treffenden Ausdruck für einen gegebenen Gedanken, soll der Einzelne lernen, was alles für Worte und Verbindungen dem Keime nach, ohne dafs er es merkte, in seiner eigenen Sprache enthalten waren.

Wie das nun zu versuchen sei, dafs man die beiden Schwierigkeiten, die wir bezeichnet haben, gleichzeitig beachte und die sich begegnenden Linien nicht zur Schneidung kommen lasse, sondern durch sorgsame Kleinarbeit in einander überführe, so dafs sie wie in éiner schön geschwungenen Kurve verlaufen: dies soll im Folgenden an einigen Beispielen aus dem Gebiete der beiden klassischen Sprachen dargethan werden. Dabei macht es sich von selbst, dafs zunächst Ausdruck und Wortschatz, nachher Wortverbindung und Satzbau besprochen werden.

I.

Schlichtheit und gewählter Ausdruck.

Nichts ist einem lebendigen Gesicht mehr, aber zugleich auch weniger ähnlich, als eine Maske.
R. a. E.

1. *Terentii fabulis plus delector quam Plauti* steht unter den Musterbeispielen unserer Grammatik; mir ist noch kein Sekundaner vorgekommen, der es aus eignem Antrieb anders übersetzt hätte als „ich werde mehr ergötzt“. Dergleichen bekommt man manches zu hören. Dumnorix wird von einer „Magistratsperson“ der Äduer angeklagt; nachdem Cäsar die „Schlachtreihe“ aufgestellt hat, kämpfen seine „Fufssoldaten“ von einem „höher gelegenen Orte aus“; sie haben Gallien „mit Krieg überzogen“ und später ihrem Feldherrn den „Erdkreis“ unterworfen. Alle diese Ausdrücke leben gar nicht in der deutschen Sprache, sie verdanken ihr Scheindasein nur den lateinischen Vokabularien und Übungsbüchern. Auch ein Schüler empfindet das, wenn man ihn etwa fragt, ob er selber schon einmal im Theater ergötzt worden sei, oder wenn man dem Magistrat die Stadtverordneten, den Fufssoldaten die Bleisoldaten gegenüberstellt. Trotzdem drängt sich die Unnatur immer wieder hervor. Als das Unwetter losbrach, „erstrebten“ die Jäger „verschiedene Häuser“ (Aen. IV, 163 f.); Äneas und Dido schwelgten den Winter hindurch „uneingedenk“ ihrer Reiche (194). Kalypso „schritt zum Palaste“ (ε 242); warum „ging“ sie nicht einfach „nach Hause“? *Uterque* erklärt man „jeder von beiden“, um es von *ambo* zu unterscheiden; das merken die Jungen und scheuen nun vor jedem schlichten „beide“ zurück. Vielen ist

die steifleinene Redeweise so zur Gewohnheit geworden, dafs sie auch da von ihr Gebrauch machen, wo keine fremde Vorlage sie nötigt. Der Abiturient schreibt in seinem Aufsatz: „Penelope blieb treu trotz aller Nachstellungen, die ihr bereitet wurden“; und schon der kleine Sextaner, der *insidiae* eben kennen gelernt hat, berichtet in der Geographiestunde: „nach Sibirien kommen die, welche dem russischen Kaiser Nachstellungen bereiten“.

In seinen Beiträgen „zur Kunst des Übersetzens aus dem Französischen“ tadelt Wilhelm Münch die Art, wie man (er hätte doch lieber sagen sollen „mancher“) sich das Übersetzen aus dem Lateinischen und Griechischen leicht gemacht habe; ein Jargon sei erwachsen, der in einer eigentümlich ungelenken fremden Rüstung einherschreite und dem, der schlecht und recht Deutsch rede, ganz seltsam vorkomme. Desselben Ausdruckes hat sich Lattmann bedient, als er im Anhang zu einem seiner Programme eine Blütenlese deutscher Sätze und Wendungen aus lateinischen Übungsbüchern gab[13]). Übrigens ist hier doch ein Unterschied, den man beachten mufs um nicht ungerecht zu werden. Wer Beispiele zum Übersetzen aus dem Deutschen bildet, kann oft gar nicht anders als den Ausdruck etwas verschieben und zurechtbiegen, um den Gedanken der Lernenden die Richtung auf eine fremde Sprachform zu geben, die herauskommen soll; bei der umgekehrten Arbeit aber liegt das Ziel auf Seiten der Muttersprache. Hier darf man es beinahe als die erste Aufgabe des Unterrichtes bezeichnen, dafs ein „Schul-Jargon“ nicht ausgebildet und, wo er sich hervorwagt, mit Kraft und Zähigkeit unterdrückt werde. Einen glücklichen Fingerzeig, an welchem Ende das anzufassen sei, giebt Luther in seinem herzhaften „Sendbrief von Dolmetschen“ (1530): „Man mufs nicht die Buch- „staben in der lateinischen Sprachen fragen, wie man soll deutsch „reden, wie diese Esel thun, sondern man mufs die Mutter im „Hause, die Kinder auf der Gassen, den gemeinen Mann auf dem „Markt drümb fragen und denselbigen auf das Maul sehen, wie „sie reden, und darnach dolmetschen, so verstehen sie es denn

„und merken, dafs man deutsch mit ihn redet.“ Bei *lanius* steht im Lexikon „Fleischer“, aber das lasse ich einem Kieler nicht durchgehen; es mufs „Schlachter“ heifsen, so gut wie in Süddeutschland „Metzger“. Im ganzen wird man in der Benutzung dessen, was die lokale Mundart bietet, zurückhaltend sein und öfter Anlafs haben vor Provinzialismen zu warnen. Auch ohne das giebt es Gelegenheit genug für ein natürliches Deutsch einzutreten.

Phalinos antwortet einem der Strategen am Tage nach der Schlacht bei Kunaxa (Anab. II 1, 13): *ἀλλὰ φιλοσόφῳ μὲν ἔοικας, ὦ νεανίσκε, καὶ λέγεις οὐκ ἀχάριστα.* Man kann 10 gegen 1 wetten, dafs der Tertianer sagen wird: „o Jüngling“; wenn er sehr verständig ist, läfst er das „o“ weg: erst wenn er sich besinnen soll, wie wohl heute jemand in ähnlicher Lage sprechen würde, kommt er auf die Anrede „junger Mann“. So ist *ὦ μειράκιον* in den Worten des Perikles an Alkibiades (Memor. I 2, 42) nicht „o Knabe“ sondern „mein Junge“. Die Schüler sträuben sich erst etwas, wenn ihnen zwischen den ernsten Wänden der Klasse solche Wendungen zugemutet werden; aber bald merken sie doch mit Vergnügen, wie ihnen dadurch der Stoff, mit dem sie sich beschäftigen, näher kommt und fafsbarer wird. Herodot VI 38 erzählt: *καὶ Στησαγόρεα κατέλαβε ἀποθανεῖν ἄπαιδα, πληγέντα τὴν κεφαλὴν πελέκει ἐν τῷ πρυτανηίῳ πρὸς ἀνδρὸς αὐτομόλου κτλ.* Mein Obersekundaner übersetzte: „indem ihm einer mit dem Beil den Kopf spaltete“; aufgefordert, wörtlich zu übersetzen, sagte er treu grammatikalisch: „geschlagen in bezug auf den Kopf“. Das natürliche „auf den Kopf geschlagen“, das nun statt dessen eingesetzt wurde, machte ihn verlegen lächeln: er scheute sich einen Ausdruck zu gebrauchen, der im täglichen Leben vorkommen könnte. Besonders oft bietet Homer Gelegenheit die Schüler von den Stelzen, auf denen sie einhergehen, herunterzuschrecken. „Traun, du bist ein Schelm“, soll Kalypso zu Odysseus sagen, ε 182: *ἦ δὴ ἀλιτρός γ' ἐσσί.* Wer von uns redet so? Aber „du bist doch

wirklich —" hat wohl mancher schon selbst gehört. Und fürchte nur niemand, dafs auf diese Weise der Dichter von der ihm gebührenden Höhe herabgezogen werde; Homer ist so voll von grofstönenden, schwer übersetzbaren Worten, dafs immer noch genug übrig bleibt, um den Eindruck des Feierlichen und Ungewöhnlichen zu machen. Gerade in den kleinen Sätzchen aber, den Fragen Vorwürfen Ausrufen Übergängen, die so zu sagen die Artikulation der Rede ausmachen, schmiegt er selbst sich so fein und zugleich ungezwungen den Wendungen der natürlichen Sprechweise an, dafs wir schon deshalb nach Ausdrücken suchen müssen, die auch uns bequem liegen und behaglich klingen. Als der Bettler der durch Eumäos ihm übermittelten Aufforderung der Königin, zu ihr zu kommen, nicht entsprochen hat, fragt sie befremdet den Sauhirten (ρ 576): *τί τοῦτ' ἐνόησεν ἀλήτης;* „Warum ersann der Bettler dies?" heifst es im Jargon der Schule; „was dachte er sich dabei?" ist eben so genau und versetzt den Hörer in die Situation. Dies ist ja überhaupt das Mittel, mit dem es gelingt, die Schüler nach und nach dahin zu bringen, dafs sie wirklich in ihr eigenes geliebtes Deutsch übertragen; man mufs sie immer wieder anhalten, dafs sie sich den Hergang vorstellen, sich einbilden sie wären selber dabei gewesen, und nun herausfühlen, wie sie dann gedacht und gesprochen haben würden. Ein Primaner, der sich mit einem Stück aus Horazens neunter Satire redlich abquälte und im Drange des Augenblicks ein anredendes „Sie" hören liefs, war sehr erstaunt als ich ihm sagte: „Dieses Versehen war das Beste an Ihrer ganzen Übersetzung".

2. Manchmal ergiebt es sich zur Überraschung, dafs gerade die wörtlichste Wiedergabe zugleich die natürlichste ist. Dafs es ein hohes Glück sei, wenn Mann und Frau in Eintracht „das Haus inne haben" (*οἶκον ἔχητον* ζ 183), glaubt dem Odysseus kein Mensch; „in Eintracht haushalten", das klingt ganz anders. Die „hehre Göttin" für *δῖα θεάων* ist eine leblose Formel, deren es im deutschen Homer so viele giebt; und dies-

mal ganz ohne Not. Das Buch der Bücher, der Herr der Herren, der Knecht der Knechte Gottes sind dem Schüler bekannte Begriffe; warum also nicht „Göttin der Göttinnen“? Als einmal wieder, wie alljährlich nach Ostern, diese Form gesucht und gefunden wurde, brachte einer ganz passend aus Maria Stuart (IV, 5) die Worte der Elisabeth bei: „er, den ich grofs gemacht vor allen Grofsen“, ein andrer die hebräische Art etwas wie einen Komparativ zu bilden: und so war zugleich erst für das Verständnis jener geläufigen deutschen Verbindungen ein Anhalt gewonnen. Vielleicht kommt auch einmal an Stellen wie *α* 228 (*νεμεσσήσαιτό κεν ἀνήρ*), *ο* 400 (*μέτα γάρ τε καὶ ἄλγεσι τέρπεται ἀνήρ*) ein Schüler von selbst auf den Gedanken, *ἀνήρ* nicht mit „ein Mann“ zu übersetzen und so den Ursprung des deutschen „man“ zu erkennen; das wäre gar keine verächtliche Leistung für einen Vierzehnjährigen, der im Banne einer geschriebenen Sprache mit orthographischen Regeln und Diktaten aufgewachsen ist. *Homo novus* mag oft als „Emporkömmling“ übersetzt werden; aber wenn im J. 217, vor der Wahl des Terentius Varro, ein Tribun behauptet (Liv. 22, 34, 7) *nec finem ante belli habituros, quam consulem vere plebeium id est hominem novum fecissent,* so meint er auch für uns: „bis sie einen wirklichen Plebejer d. h. einen neuen Mann zum Konsul gemacht hätten“.

In vielen Fällen wird freilich die Übersetzung erst dadurch getreu, dafs sie nicht pedantisch genau bleibt. Die Unterscheidung zwischen dem Zahlwort *μύριοι* und einem Adjektiv *μυρίοι* („unzählige“), die von griechischen Schulmeistern erfunden ist, wollen wir deutschen ihnen nicht nachmachen und getrost „tausend“ für „zehntausend“ einsetzen so gut wie für ein römisches *sescenti*. *Orbis terrarum* ist in der Regel einfach „die Welt“, womit natürlich nicht ausgeschlossen wird, dafs man einmal in gehobener Redeweise wie bei Sallust Catil. 8, 3 „Erdenrund“ dafür sage. Mühsam lernen die Schüler den lateinischen Tempusgebrauch in Sätzen wie *ut sementem feceris ita*

metes, und könnten eigentlich schon aus den häufigen Fehlern, die sie dabei anfangs gemacht haben, wissen, dafs hier die deutsche Redeweise von der lateinischen abweicht; trotzdem übersetzen sie Catos Worte (Cat. Mai. 6, 18): *de Carthagine vereri non ante desinam, quam illam excisam esse cognovero,* undeutsch „als ich erfahren haben werde“. Es ist dasselbe Beharrungsvermögen, das sie verleitet in Übertragungen aus dem Lateinischen und dann auch in den deutschen Aufsätzen „demselben“ statt „ihm“ und „desselben“ statt „sein“ zu sagen, weil sie sich den sorglosen Gebrauch von *sibi* und *suus* haben abgewöhnen müssen. Natürlich würde auch hier nichts verkehrter sein als starre Konsequenz; in der knappen und strengen Antwort, die den Gesandten des Bocchus in Rom zu teil wird (Iug. 104, 5), mufs es heifsen: „Bündnis und Freundschaft sollen gewährt werden, wenn er es verdient haben wird“ *(cum meruerit).* — Wie die Besinnung auf den eigenen Sprachgebrauch vor einem fremdartigen Ausdruck bewahrt, so anderwärts der Gedanke an sachliche Verhältnisse des modernen Lebens, soweit sie der Jugend vertraut oder interessant sind. „Den Rufer im Streite“ zwar, der ein Stück des deutschen Sprachschatzes geworden ist, wird man aus der Übersetzung nicht verbannen wollen, nur erklärend hinzufügen, dafs *βοὴν ἀγαθός* der ist, der „ein schönes Kommando“ hat. Aber warum verschmähen wir für *expeditus,* das die Historiker bei Schilderung von Streifzügen und Festungsangriffen gern gebrauchen, die genau entsprechende Bezeichnung unsrer Dienstsprache? *Cohortes expeditae* sind Cohorten „im Sturmanzug“. Von dieser Seite her mufs es denn auch gelingen die „Schlachtreihe“ ins Wanken zu bringen. *Aciem instruere* heifst „das Heer zur Schlacht ordnen“; und wenn Tacitus Ann. II 16 erzählt: *intentus paratusque miles, ut ordo agminis in aciem adsisteret,* so übersetzen wir nicht mit Nipperdey: „dafs die Ordnung des Zugs in die Schlachtreihe trete“, sondern: „um aus der Marschkolonne in die Gefechtsformation überzugehen“. Auch politische Vorgänge und Einrichtungen, die

Verhandlungen unsrer Parlamente mit der eigentümlichen Redeweise, die sie ausgebildet haben, dürfen mit herangezogen werden, zumal für die Übersetzung der Redner. Davon hat kürzlich Lejeune-Dirichlet einige gut gewählte Beispiele mitgeteilt[14]).

3. Sollten dabei, was leicht geschehen kann, einzelne Schüler vor den Fremdwörtern zurückscheuen, so giebt das eine erwünschte Gelegenheit der puristischen Modekrankheit mit einer kräftigen Warnung entgegenzuwirken. Das wird ja niemand empfehlen oder auch nur dulden, dafs *enormis* mit „enorm", *absolvere* als „absolvieren", *eleganter* durch „elegant", *praetendi* und *revisit* bei Vergil (Aen. IV 339. 396) mit „prätendieren" und „revidieren" wiedergegeben werden. Am wenigsten wird man dem Tacitus dergleichen aufdrängen dürfen, der selbst in seiner Sprache die Fremdwörter vollständig mied[15]); also darf bei *pensavisset* (Ann. II 26) niemand an „kompensieren" denken, *hostium artibus infectus* (II 2) ist nicht „inficiert" sondern „getränkt" oder „angesteckt". Etwas anders steht es schon in Fällen wie pro Rosc. Am. 1, 4, wo Cicero der Männer gedenkt, die ihn bewogen haben die Verteidigung zu übernehmen, *quorum ego nec benevolentiam erga me ignorare nec auctoritatem aspernari nec voluntatem neglegere debebam.* Wir übersetzen „verkennen", empfinden aber den Ansatz zum deutschen Gebrauch von „ignorieren". Und oft ist ohne die Hilfe fremder Ausdrücke eine treffende Übertragung kaum möglich. Schon der Quartaner, der bei Cornel findet (Timoth. 4, 4): *haec extrema fuit aetas imperatorum Atheniensium,* lernt übersetzen: „Dies war die letzte Generation athenischer Feldherren". Wir würden kleinmütig den Besitz verleugnen, den unsere Mutter Sprache für uns erworben hat, wenn wir für *exploratores, publicare, salus, studium, temptare* auf Wörter wie „Patrouillen, konfiscieren, Existenz, Interesse, sondieren" verzichten oder uns quälen wollten, an Stelle des „Intriganten", den die Römer *factiosus* nannten, einen „Parteisüchtigen" zu erfinden. *Fides* ist unter Umständen weder „Glaube" noch „Vertrauen" sondern „Kredit", und liefert in

dieser Anwendung eine treffliche Probe, dafs Verdeutschung von Fremdwörtern ein gefährlicher Sport ist; denn sie hat uns mit dem sinnlosen „Gläubiger“ für *creditor* beschenkt.

Manchmal dient das Fremdwort dazu, einen Begriff oder eine Beziehung, die man durch Umschreibung zwar ausdrücken könnte aber verschieben müfste, in voller Schärfe festzuhalten. Soweit es sich dabei um Bewahrung von Bildern handelt, sparen wir Beispiele einer späteren Gelegenheit auf; doch das sind nicht die einzigen. *Quae pro hostibus et advorsum se opportunissimae erant* (bell. Iug. 88, 4) sind Plätze „die für die Feinde und gegen ihn die meisten Chancen boten“; *scriptorum magna ingenia* (Catil. 8, 3) „grofse schriftstellerische Talente“. Aus diesem Grunde würde ich auch bei Tacitus ein „strategisch“ für *imperatorium* gelten lassen und in der Odysse kein Bedenken haben *μοῖρα* (z. B. *ρ* 335. *υ* 293) mit „Portion“ zu übersetzen oder die Hunde, welche *ἀγλαΐης ἕνεκεν* von ihren Herren gehalten werden (*ρ* 310), als „Luxushunde“ zu bezeichnen. Den Bettler der „sich geniert“ (*αἰδοῖος ἀλήτης*) mag man *ρ* 578 wenigstens zur Erläuterung herbeirufen; dem deutschen Text würde er eine saloppe Färbung geben, die man nicht wünschen kann.

4. Überhaupt giebt es hier eine Grenze, die nicht überschritten werden darf und an die wir schon im voraus erinnert haben: der deutsche Ausdruck soll nicht zum Alltäglichen nivelliert werden. Zunächst ist klar, dafs wir überall da eine etwas ungewöhnliche Wendung suchen werden, wo der Autor selbst etwas gesagt hat, was von seinen Landsleuten als unerwartet empfunden werden mufste. Die bei Sallust und Tacitus beliebte Ungleichmäfsigkeit in der Bildung paralleler Glieder darf nicht verwischt werden, wenn der originale Eindruck des Stiles erhalten bleiben soll. Wir werden uns also bemühen, die vielen *pars — alii, eques — pedites* u. ä. auch im Deutschen zum Vorschein zu bringen; werden z. B. in den zwei Begriffspaaren (Catil. 6, 1) *sine legibus sine imperio, liberum atque solutum* nur einmal „und“ setzen, weil Sallust es im ersten Paare

weggelassen hat, und den Wechsel in einem Satz wie Catil. 17, 6: *incerta pro certis, bellum quam pacem malebant* beibehalten: „sie wollten unsichere Güter statt der sicheren, Krieg lieber als Frieden". Selbst ein so hartes Anakoluth wie in Tacitus Beschreibung der Betuwe (Histor. IV 12), *quam mare Oceanus a fronte, Rhenus amnis tergum ac latera circumluit,* möchte man nachbilden: „die das Weltmeer von vorn bespült, der Rheinstrom den Rücken und die Seiten". Manchmal liegt die Versuchung sehr nahe, die Unebenheit auszugleichen; so Ann. IV 37: *et prioris silentii defensionem et, quid in futurum statuerim, simul aperiam*; denn einen indirekten Fragesatz in ein abstraktes Substantiv zusammenzufassen ist ein geläufiger Handgriff der Übersetzung. Diesmal darf er nicht angewandt werden: „die Verteidigung meines früheren Schweigens, und was ich für die Zukunft beschlossen habe, will ich zugleich kundthun". So bleibt der Eindruck gewahrt, den die römischen Leser hatten und haben sollten. Zu solchem Zweck ist es nicht nötig die Inkonzinnität ängstlich gerade an den Satzteilen zum Ausdruck zu bringen, die im Lateinischen ihre Träger sind. Wenn Tacitus Ann. II 14 schreibt: *pavidos adversis, inter secunda non memores,* so gelingt uns eine knappe Wiedergabe am ehesten, wenn wir die Zeitbestimmungen gleich bilden und dafür das häfsliche „eingedenk" vermeiden: „furchtsam im Unglück, während sie im Glück nicht an göttliches nicht an menschliches Recht dächten".

Diese Freiheit müssen wir oft in Anspruch nehmen, wo es gilt rednerische Figuren und spielende Beziehungen der Begriffe, mit denen der fremde Autor seinen Stil verziert hat, nachzuahmen. In den aufgeregten Worten der Dido (IV 371 f.: *iam iam nec maxima Iuno nec Saturnius haec oculis pater adspicit aequis)* können wir mit „jetzt, jetzt" oder „nun, nun" natürlich nichts anfangen; aber durch „nein, nein" wird die kraftvolle Eröffnung des Satzes einigermafsen wiedergegeben. Zu der behaglichen Mahnung des Herolds an die Freier (ϱ 176) *οὐ μὲν γάρ τι χέρειον ἐν ὥρῃ δεῖπνον ἑλέσθαι* bemerken die meisten

Erklärer, im Deutschen begnüge man sich hier mit dem Positiv; und doch können wir die vergleichende Beziehung ohne Mühe festhalten: „es ist gar nicht das Schlechteste“ oder „es ist ebenso gut“. Unter den Wort- und Klangspielen gewähren diejenigen, die auf etymologischem Zusammenhang beruhen, einen gewissen Anhalt für übersetzende Nachbildung. Zu Horaz Od. III 2, 30 *(incesto addidit integrum)* fordert Rosenberg mit Recht, dafs die beiden Adjektive auch deutsch gleich geformt werden; also nicht „dem Unreinen den Frommen“, sondern „dem Unreinen den Unschuldigen“. *Repressum* — *oppressum* bei Cicero (pro Mur. 15, 32) sind „zurückgedrängt — verdrängt“, *neque modum neque modestiam* bei Sallust (Catil. 11, 4) „weder Mafs noch Mäfsigung“, bei demselben (Catil. 52, 27) *miseria* als Gegensatz zu *misericordia* nicht „Elend“ sondern „Leid“. Wenn Cicero (pro Rosc. Am. 50, 147) von Caecilia rühmt: *cum esset mulier, virtute perfecit* etc., so müssen die Begriffe „Frau“ und „männlicher Sinn“ auch deutsch neben einander bleiben. Im übrigen ist es gut auf diesem Gebiete von vornherein Resignation zu üben, um nicht in Künstelei zu verfallen; die Art, wie sich manchmal der Euphuismus im deutschen Shakespeare darstellt, lockt nicht zur Nachfolge, selbst wenn ein Übersetzer in der Lage wäre mit Schlegel zu wetteifern. Aber wenn sich bei der Übersetzung eines Autors, der solchen Schmuck liebt, irgendwo ganz von selber ein Wortspiel einstellt, so ist man wohl berechtigt es festzuhalten; also etwa bei Sallust Catil. 2, 8 *(corpus voluptati, anima oneri fuit)* die zufällige Ähnlichkeit von „Lust“ und „Last“ zu benutzen, als ein Stückchen Ersatz für die Anklänge, die anderwärts aufgegeben werden müssen, wie *otio* — *negotiis* Iug. 4, 4 oder *foedus* — *foedam* 43, 1. Leichter zu bewahren sind naturgemäfs diejenigen spielenden Beziehungen, die von der Gestalt der Wörter unabhängig sind und vielmehr von den Begriffen getragen werden, z. B. bei Tacitus Hist. III 31: *ut quis ordine anteibat, cedere fortunae.* Heraeus giebt für *ordine anteire* „höher im Range stehen“,

für *cedere* „sich fügen“ und zerstört dadurch die Antithese: „in dem Maſse wie einer im Range vorangeht, weicht er dem Schicksal“. —

Von der Aufgabe, die Eigentümlichkeit des fremden Stiles zu erhalten, wird noch vielfach die Rede sein, besonders in den Abschnitten über sinnliche Bedeutung und über Wortstellung. Einstweilen mögen die gegebenen Beispiele genügen, um unsrer zuerst aufgestellten Forderung, nach schlichtem und natürlichem Deutsch, ein Gegengewicht zu bieten.

II.

Grundbedeutung.

In die Tiefe mufst du steigen,
Soll sich dir das Wesen zeigen.
Schiller.

1. Jeder kennt die üble Neigung der Schüler, sich beim Präparieren mit einer Bedeutung zu begnügen, die gerade für den vorliegenden Zusammenhang pafst, mag sie dem ursprünglichen Sinne des Wortes noch so fern stehen. Die Quelle des Fehlers liegt in den unteren und mittleren Klassen, in dem Unfug der Spezialwörterbücher, die es dem Knaben möglich machen den Verstand ruhen zu lassen und mit Auge und Finger zu suchen, welcher deutsche Ausdruck für den bestimmten Paragraphen oder Vers angegeben ist. Den Gebrauch solcher Hilfsmittel schlechtweg zu verbieten geht nicht an; dadurch würde für manche die Verführung erst recht grofs sein, für alle eine neue Gelegenheit zu Vergehen, Untersuchung, Strafe geschaffen werden. Aber die Schule soll durch freundschaftlichen Rat vor der scheinbaren Erleichterung warnen, daneben bei passendem Anlafs zu verständiger Benutzung eines gröfseren Lexikons anleiten. Das kann schon in Quarta bei der Nepos-Lektüre geschehen, vollends nachher für Cäsar, Xenophon, Ovid. Und wenn einige klug zu sein meinen, indem sie den erteilten Rat nicht befolgen, so läfst sich auch ihre Thorheit für's Allgemeine fruchtbar machen; die Proben vorzeitig freier, innerlich unverstandener Übersetzung, mit denen sie hervorkommen, liefern dem Lehrer das unentbehrliche Material, um durch Vergleichung die Art und den Wert gründlicher Arbeit greifbar zu zeigen.

Die Schüler erkennen dann doch, dafs ihnen aus der momentanen Bequemlichkeit nur Schaden für später erwächst, dafs die einzelnen abgeleiteten Bedeutungen wie abgeschnittene Blumen sind, die bald welk werden, wogegen der, welcher die Grundbedeutung erfafst hat, einen lebendigen Stamm besitzt, aus dem er mit geschickter Pflege immer neue Blüten hervortreiben kann.

Die Bedeutungslehre ist vielleicht derjenige Teil der Sprachwissenschaft, der am unmittelbarsten für die Schule fruchtbar gemacht werden kann; denn sie bietet kleine Probleme, an denen sich schon der jugendliche Geist mit Erfolg versucht, und wirft für das Verständnis der eigenen Sprache manchen erfreulichen Gewinn ab. Wenn es bei Livius einmal heifst, die Römer hätten den Puniern gegenüber *haud dubie aequiore loco* gestanden (22, 16, 2), so darf die Seltsamkeit nicht unbeachtet bleiben, dafs durch den Komparativ ein Verhältnis der Ungleichheit an dem Begriff der Gleichheit ausgedrückt ist. Ähnliche Beobachtungen kommen leicht hinzu. Den Besuch in der Unterwelt schildert die Sibylle als ein sehr schwieriges Unternehmen (VI 129 ff.): *pauci, quos aequus amavit Iuppiter aut ardens evexit ad aethera virtus, dis geniti potuere.* Wie kommen wir dazu, *aequus* „günstig, geneigt, gewogen" zu übersetzen? Es heifst doch „gleichmäfsig, gerecht", und das ist Juppiter gerade nicht, wenn er wenige Männer so sehr bevorzugt. Im Grunde steht es mit *iniquus* nicht anders: Horaz nennt die Parzen „ungerecht", wenn sie ihm nicht den Willen thun (Od. II 6, 9), und spricht gar (I 10, 15 f.) von den *iniqua Troiae castra* der Griechen, die doch gegen die Vaterstadt des Paris in gerechtem Kriege liegen. Aber von dem negativen Begriffe aus läfst sich denn auch die Erklärung finden: der Mensch ist nur allzu bereit, eine Handlungsweise, die ihn unangenehm berührt, ungerecht zu nennen, auch wenn sie wohl verdient war, während er umgekehrt eine Bevorzugung vor anderen gern als etwas ihm Gebührendes ansieht. Mag die Erinnerung daran für die Über-

setzung nicht viel helfen, vielleicht wird sie sonstwie sich dem Knaben nützlich erweisen.

Für den gegenwärtigen Zweck wichtiger sind diejenigen Fälle, in denen ein Zurückgehen auf den eigentlichen Sinn auch in der Übersetzung zum Ausdruck kommt. *Patres conscripti* pflegt man als „Versammelte Väter“ zu verdeutschen und so ganz ohne Not den Schein zu erwecken, als wäre das eine Wort Attribut des anderen. „Patricische und plebejische Senatoren“ ist allerdings zu umständlich und schon nicht mehr Übersetzung; aber warum nicht „Väter und Verordnete“? Wie *necessarius, necessitudo* zu der Bedeutung „befreundet, Freundschaft, Verwandtschaft“ kommen, ist eine Frage, die hoffentlich schon manchen Sekundaner beschäftigt hat; wenn er angeleitet wird, zunächst „eng verbunden, enge Verbindung“ zu sagen, so kann ihm der Zusammenhang nicht leicht wieder verloren gehen. Beinahe als ein Allerweltswort erscheint *ratio*; in den kommentierten Ausgaben von Cicero sind die Übersetzungshilfen dafür besonders zahlreich und mannigfaltig. *Ratio comitiorum* (pro Mur. 17, 35) soll „Gang der Wahlversammlungen“ sein, *tempestatum ratio* (ebenda 2, 4) die „Eigentümlichkeit der Stürme“. Aber *ratio* ist „Berechnung“; und wenn auch nicht dieses Wort, so doch den Gedankenkreis, in den es weist, können wir festhalten, indem wir übersetzen: „Verhältnisse des Wetters, der Komitien“. *Cum ad rem nihil intersit* (pro Rosc. Am. 16, 47) heifst nicht „da es für meinen Zweck nicht darauf ankommt“, sondern „da es keinen Unterschied macht“; und solche Wendung mag denn dazu dienen den eigentlichen Sinn unseres viel gemifsbrauchten Fremdwortes „Interesse“ wieder deutlich zu machen.

Ganz ähnliche Beobachtungen ergeben sich für das Griechische. Thukydides I 128 sagt von Pausanias: *Βυζάντιον ἑλὼν — τούτους οὓς ἔλαβεν ἀποπέμπει βασιλεῖ κρύφα τῶν ἄλλων ξυμμάχων.* Der Satz kam in dem Abschnitt vor, den vor einigen Jahren unsere Abiturienten im schriftlichen Examen zu bearbeiten hatten. Wohl alle hatten übersetzt: „heimlich vor

den Bundesgenossen“ oder „ohne Wissen der Bundesgenossen“, und rechtfertigten die Weglassung von *ἄλλων* in üblicher Weise damit, dafs hier ein „Gräcismus“ vorliege; mit frappierender Einfachheit gab der Schulrat: „vor den andern Mitstreitern“. — Herodot gebraucht einmal (VI 109) kurz hintereinander die Wendungen: *ἐς σὲ ἀνήκει, ἐς σὲ τείνει καὶ ἐκ σέο ἤρτηται.* Wir werden zugleich den Eindruck seiner Redeweise lebendig erhalten und unser eignes Sprachbewufstsein erneuern, wenn wir auch im Deutschen die entsprechenden Ausdrücke nicht vertauschen oder wiederholen, sondern mit genauer Scheidung sagen: „auf dich kommt es an, nach dir richtet sich und von dir hängt ab“. — Als Eumäos den Bettler nach der ersten Nacht im königlichen Hause wieder sieht, fragt er ihn (*υ* 166): *ξεῖν', ἦ ἄρ τί σε μᾶλλον Ἀχαιοὶ εἰσοράουσιν;* Ameis giebt „beachten“, Koch „berücksichtigen“, Seiler-Capelle findet hier ein „Anschauen mit Bewunderung“; und doch heifst es einfach „ansehen“, oder besser passivisch: „wirst du mehr angesehen, bist du mehr angesehen“, zur glücklichen Erinnerung an das, was unser „Ansehen“ im Grunde bedeutet. So ist *ἐναρίθμιος* nicht der „geachtete“ sondern der welcher „mitzählt“, *ὤφελε* bei Homer nicht ein abgeschliffenes „o dafs doch“ sondern ein Verbum mit noch lebender Bedeutung. Wie Odysseus am unbekannten Gestade liegt, an das ihn die Ruderer des Alkinoos gebracht haben, und mit seinen Schätzen nichts anzufangen weifs, wünscht er (*ν* 204 f.): *αἴθ' ὄφελον μεῖναι παρὰ Φαιήκεσσιν αὐτοῦ* „ach, sie hätten dort bei den Phäaken bleiben sollen“. Solche Übersetzung bewahrt die Schüler vor dem gedankenlosen Hantieren mit starren Formeln und giebt zugleich dem deutschen Ausdruck etwas Frisches und Kräftiges. Und davor braucht man sich auch in späteren Perioden der Sprache nicht zu scheuen. Das bekannte Musterbeispiel, das Klearch bei Xenophon (Anab. II 1, 4) bietet, *ὤφελε μὲν Κῦρος ζῆν,* ist uns von der Grammatik geradezu verdorben worden; man versuche nur den echten Wortlaut „Kyros hätte am Leben bleiben sollen“ einzusetzen, und man wird finden, wie viel derber und glaubhafter die Rede des alten Soldaten klingt.

Hier ist nun aber Vorsicht von nöten, dafs man nicht durch Aufwecken der Grundbedeutung dem Autor einen Gedanken oder auch nur Nebengedanken aufdränge, den er selber gar nicht gehabt hat. Wenn Äschylos (Sept. 145) den Chor beten läfst: *καὶ σύ, Λύκει' ἄναξ, Λύκειος γενοῦ στρατῷ δαΐῳ*, so mufs der Übersetzer das etymologische Spiel festhalten, einerlei ob er die Ableitung von *λύκος* billigt oder nicht, also etwa mit Droysen sagen: „Und du, Lycischer Fürst, Lycischem Wolf sei gleich". So ist auch bei Sophokles Electr. 7 *ἀγορὰ Λύκειος* der „Wolfsmarkt", als Eigentum *τοῦ λυκοκτόνου θεοῦ*; aber die Anrede *Λύκει' ἄναξ* oder *Λύκει' Ἄπολλον*, die in derselben Tragödie an drei Stellen des Dialoges vorkommt, erscheint hier als blofser Name und braucht nicht mit Erinnerung an den Ursprung des Epithetons gesprochen zu sein. Am allerwenigsten haben wir ein Recht den Dichter mit unsrer sprachwissenschaftlichen Einsicht zu korrigieren und „Fürst des Morgenlichtes" oder „Gott des Lichtes, Apollon" zu übersetzen, wie Theodor Plüfs thut. Dieses Gelehrten „Auslegung" der Elektra (Leipzig 1891) leistet überhaupt das Mögliche darin, dem Dichter fremden Schmuck zu leihen. *Ζεύς* ist ihm zwar 824, wo der *φαέθων Ἀέλιος* daneben steht, und auch sonst gelegentlich einfach „Zeus", aber an anderen Stellen (149. 162), ohne erkennbaren Unterschied des Zusammenhanges, der „Lichtgott". Für *καιρός, καίριος* wird jedes einzelne Mal der Begriff „Schicksalsstunde" aufgeboten, und das in so harmlosen Sätzen wie V. 22 (*ἵν' οὐκέτ' ὀκνεῖν καιρός, ἀλλ' ἔργων ἀκμή*): „wo der Befehl der Schicksalsstunde nicht mehr lautet, sich besinnen und bedenken, sondern entscheidend, schneidend handeln". Für die Tragiker ist gerade das umgekehrte Verfahren von dem, welches Plüfs eingeschlagen hat, richtig. Sie überschütten uns mit gedankenschweren Worten, kühnen Bildern, rhetorischen Wendungen; die griechischen Hörer waren an solche Sprache gewöhnt, und das milderte ihnen den Eindruck: für uns mufs der Übersetzer zu Hilfe kommen, indem er ein wenig von der Überkraft des Ausdruckes abzieht. Davon wird auch in anderem Zusammenhange noch die Rede sein.

2. Am notwendigsten ist das Zurückgreifen auf die Grundbedeutung naturgemäfs bei Homer. Das mag an ein paar Beispielen gezeigt werden, die, einer und derselben Begriffsphäre angehörig, unter sich in einer Art von Gegensatz stehen. Für θέμις giebt Seiler-Capelle diese Umschreibung: „alles, was durch Gebrauch und Herkommen eingeführt und geheiligt ist, das Billige, das Gebührliche; Ordnung, Sitte, natürliches Recht“; auch im grofsen Lexicon Homericum ist der Begriff „Ordnung, Satzung“ an die Spitze gestellt. Versuchen wir mit ihm die geläufige Redensart ἣ θέμις ἐστί zu erklären. An einigen Stellen gelingt es gut, z. B. *Ψ* 581. *γ* 45; an anderen ist durch das Hinzutreten der Negation (οὐ θέμις) der Übergang zu der Bedeutung „erlaubt“ leicht vermittelt, so *Ξ* 386. *κ* 73. *ξ* 56, in positiver Anwendung *I* 33. Aber was machen wir mit *Π* 796 f. (πάρος γε μὲν οὐ θέμις ἦεν ἱππόκομον πήληκα μιαίνεσθαι κονίῃσιν) oder mit *λ* 451, wo Agamemnon von Telemach sagt: καὶ κεῖνος πατέρα προσπτύξεται, ἣ θέμις ἐστίν? An dieser letzten Stelle wissen sich die Herausgeber mit übereinstimmender Geschicklichkeit der Aufgabe des Erklärens zu entziehen, indem sie nur auf *γ* 45 verweisen, wo in der That von einem heiligen Brauch die Rede ist, den zu befolgen sich ziemt. Aber dafs ein Sohn an den heimkehrenden Vater sich anschmiegt, das wäre „in der Ordnung“ oder „herkömmlich“ oder „gebührend“? An dergleichen Rücksichten dachten, im homerischen Zeitalter wenigstens, die Kinder gewifs nicht, sondern thaten was ihnen „natürlich“ war. Und das ist die Bedeutung von θέμις: „das Gegebene“. Der trauernden Witwe ist es (*ξ* 130) natürlich zu weinen, wenn sie ihres Gatten gedenkt; das Recht der Gastfreundschaft (*Λ* 779. *ι* 268. *ω* 286) beruhte auf einem natürlichen Gefühl; der Briseis gegenüber hat Agamemnon auf den Liebesgenufs verzichtet, obwohl es nur natürlich gewesen wäre (*I* 134) ihn zu verlangen. Jetzt kommt auch der Helm des Achilleus (*Π* 796) an den rechten Platz: nicht „verboten“ war es früher oder „den Göttern mifsfällig“, dafs er mit Blut und Staub besudelt wurde, sondern

es war nicht das Natürliche für ihn, er war eine andre Behandlung gewöhnt. Also etwa: „bisher gab es das nicht". Der Grieche dachte hier sicher nicht daran, dafs dem Helme des Peliden eine „gleichsam geheiligte Existenz" zugeschrieben werden solle[16]). Aber das erkennt man allerdings an dieser Stelle wie an manchen der anderen, dafs in dem ursprünglichen Begriffe des Wortes ein Keim enthalten war, der sich zu religiöser Bedeutung entwickeln konnte[17]). Indem der Schüler diesen Zusammenhang begreift, ahnt er zugleich etwas von dem tiefen Unterschied hellenischer und christlicher Weltanschauung: „Der natürliche Mensch vernimmt nichts vom Geist Gottes", läfst Luther den Apostel sagen (1. Kor. 2, 14); dem Griechen war der eigne natürliche Sinn eine Quelle der Offenbarung, daraus er Gedanken von einer gottgewollten Ordnung der Dinge schöpfte.

Wenn die gewohnte Reihenfolge des Geschehens ein einzelnes Mal in auffallender Weise durchbrochen wurde, so konnte das wieder nur durch göttlichen Willen bewirkt sein: diese Betrachtung verdichtete sich zu dem Begriff *δαιμόνιος*. Unsere Wörterbücher versuchen vergebens ihm durch Übersetzung gerecht zu werden. Seiler-Capelle giebt: „Seltsamer, Wunderlicher, Thörichter, Unbesonnener, Arger, Unglückseliger, Heilloser"; Autenrieth: „von einem Gotte gesandt, besessener, Thor, arger, böser, grausamer, Närrchen, armes Weib". Was soll nun ein Schüler mit solcher Speisekarte von Bedeutungen anfangen? Er probiert herum, bis er für die Stelle, die ihn gerade beschäftigt, etwas leidlich Passendes findet, und hat dann weder für das Verständnis dieser Stelle noch für die Bereicherung seines Geistes irgend etwas gewonnen. *Δαιμόνιος* ist nach Lehrs' trefflicher Erklärung[18]) derjenige, dessen Handlungsweise so sehr von der gewohnten oder erwarteten abweicht, dafs man sie sich nur durch Annahme einer göttlichen Einwirkung erklären kann. Als die Freier unvorsichtig laut den Mordplan gegen Telemach erwähnen, fährt Antinoos sie an (*δ* 774): *δαιμόνιοι, μύθους μὲν ὑπερφιάλους ἀλέασθε,* d. h. „seid ihr verrückt?" Odysseus

sagt zu Penelope, die ihn auch nach dem Bade nicht erkennen will: *δαιμονίη, πέρι σοί γε γυναικῶν θηλυτεράων κῆρ ἀτέραμνον ἔθηκαν Ὀλύμπια δώματ' ἔχοντες,* und meint: „ich verstehe dich nicht“ (ψ 165). Manchmal läfst sich eine kurze Form der Anrede auch im Deutschen finden; so wenn Andromache *Z* 407 kopfschüttelnd sagt: „du böser Mann“, oder gleich nachher in Hektors zärtlichen Trostworten (486): *δαιμονίη, μή μοί τι λίην ἀκαχίζεο θυμῷ,* wo Jordans „Närrchen“ ganz hübsch pafst. Und wie anders klingt es dann wieder im Munde des Bettlers, der die plumpe Drohung eines Rivalen zurückweist (σ 15): *δαιμόνι', οὔτε τί σε ῥέζω κακὸν κτλ.* „Närr'scher Kerl, ich thu dir ja nichts zu leide“. In der Regel wird man doch einen ganzen Satz bilden müssen. Wie Here ihrem Gemahl auf den Kopf zusagt, wer bei ihm gewesen ist, ruft er erstaunt aus (*A* 561): *δαιμονίη, αἰεὶ μὲν ὀίεαι οὐδέ σε λήθω.* Hier übersetzt Düntzer: „Seltsame, Wunderliche“; Koch: „dämonische“, d. i. „du arge“; Jordan ganz ablenkend: „Quälgeist“. Zeus will sagen: „Das geht nicht mit rechten Dingen zu“. Zu dieser Stelle machte einer meiner Schüler den Einwand: die Erklärung von *δαιμόνιος* könne doch nicht richtig sein, da eine Göttin selbst so genannt werde. Dies mufste beantwortet werden, und dabei ergab sich die Möglichkeit, mit schnellem Blick auch einmal den Anfänger die lange Entwickelung von Sprache und Dichtung ermessen zu lassen, die vorangegangen sein mufste, ehe ein Werk wie unsre Ilias entstehen konnte. Ihre Sprache erquickt uns Spätlinge durch Ursprünglichkeit, und enthält doch selbst schon eine Menge von Worten und Wendungen, die durch lange Gewöhnung etwas von der ersten Kraft eingebüfst und eine uneigentliche, wo nicht gar konventionell erstarrte Geltung gewonnen hatten.

3. Dieses Leben und Sterben und Neuerstehen läfst sich innerhalb der Litteraturgebiete, die den Schülern bekannt werden, an der Bedeutungsentwickelung der fertigen Worte reichlich beobachten. Viel seltener wird man Ursache haben auf den

Ursprung der Wörter, ihre Bildung aus Stämmen, Suffixen, Wurzeln zurückzugehen. Eine Gelegenheit dazu bietet sich beim Extemporieren, wo man den Leser anleiten mag, Worte, die ihm zunächst fremd erscheinen, aus ihren Bestandteilen zu erkennen; dadurch wird er lernen, auch zuhause nicht gleich immer gedankenlos das Lexikon zu wälzen, sondern Ausdrücke wie etwa *prae-rupta audacia, animo re-cursat, ἀ-φιλό-τιμος, ἐν-ύπνιον, ἐξ-ισωθείη, ἀνδραποδ-ώδης* sich selber zu erklären. Und dabei können ihm gewisse durchgehende Analogien der Ableitung durch Gewohnheit vertraut werden. Ein ausdrücklicher Unterricht über Wortbildung, gar über die Teile der Etymologie, die jenseits des Griechischen liegen, gehört nicht in die Schule. Merkwürdigerweise erfreut sich gerade dieser Zweig der Sprachwissenschaft bei vielen Lehrern der gröſsten Beliebtheit; namentlich im Anschluſs an Homer wird er mit Eifer gepflegt. Es giebt ernsthafte Schulmänner, welche den Jungen zumuten, sich für den Ursprung von *οὐ, αὖ, γέ, εὐνή, λεύσσω, χῶρος* u. ä. zu interessieren, drei oder vier Erklärungen eines *ἅπαξ λεγόμενον* aufzufassen und nach der Wortbedeutung von *Ἀπόλλων, Δανάη, Ἥρη, Μίνως* zu fragen [19]). Und daneben findet man dann in Formenlehre und Syntax ein ängstliches und hartnäckiges Widerstreben, auch nur die einfachsten Grundanschauungen der historischen Sprachwissenschaft für die Erleichterung des Unterrichtes zu verwerten. Dies muſs doch immer der Maſsstab sein, nach dem über Aufnahme in den Lehrstoff der Schule entschieden wird; und daraus ergiebt sich für die Etymologie ein sehr einfacher Grundsatz: sie darf und soll so weit herangezogen werden, als sie dazu dient, Wörter, die der Lernende schon kennt, unter einander in Verbindung zu bringen, durch Rückführung auf eine gemeinsame Bedeutungswurzel in seinem Bewuſstsein festwachsen zu lassen, oder Wörter, die er neu lernt, in derselben Weise an bekannte anzuknüpfen; sie ist vom Übel, sobald sie ihre Deutungen aus einem Gebiete holt, das dem Schüler fremd ist, und Unbekanntes durch Unbekanntes erklären will.

Die Herkunft der vorher angeführten Wörter und zahlloser andrer ist auch den meisten Philologen dunkel und ist auch, so interessant an sich, doch für das Verständnis griechischer Texte gleichgiltig, weil sie von dem Volke selber längst vergessen war und für die Entwickelung der Bedeutungen innerhalb der historischen Sprache nicht mehr erkennbar nachwirkte. Aber dafs *δαίομαι* und *δαίς* zusammenhängen, *τέμενος* der „Abschnitt" ist, *κρήδεμνον* die „Kopfbinde", *ἡμίονος* der „Halbesel", *κειμήλιον* das „liegende" Gut *πρόβατον* das „vorwärts gehende", *ἀνδράποδα* die Herde „mit Menschenfüfsen", *aequor* nicht beliebig das „Meer" sondern die „Fläche", *ingenium* das „Angeborene", *secundus* der „nachfolgende", *assiduus* der, welcher gehöriges Sitzfleisch hat: alles dies sind Anschauungen, die dem Griechen und Römer geläufig waren und jetzt dem Schüler zugänglich und nützlich sind. Manchmal lassen sie sich für den Wortlaut der Übersetzung wirksam verwerten. Schon dafs man *praecipue, eximius* nicht „besonders" und „ausgezeichnet" übersetzt sondern „vornemlich" und „ausnehmend", *demonstrare* „darauf hinweisen" aber *ostendere* „vor Augen halten", ist ein kleiner Gewinn, weil damit der gedankenlosen Vermischung der Synonyma Abbruch geschieht. Oft wird man *diversus* adverbiell umschreiben: „in verschiedenen Richtungen", so an einer früher (S. 9) angeführten Vergilstelle. Überhaupt beruht die Sprachgewalt dieses Dichters zu einem guten Teil darauf, dafs er Worte von verblafster Bedeutung mit einem Bewufstsein von ihrem ursprünglichen Sinne anwendet: *sterneret aequor aquis* (VIII 89) „aus den Wassern eine glatte Fläche herstellte", *rumore secundo* (VIII 90) „vom Plätschern begleitet", *saecula* Aen. I 606 als „Geschlechter", ganz ähnlich wie die *saecla ferarum* bei Lukrez. Dafs *saeclum* zu *serere* ähnlich steht wie *generatio* zu *generare*, begreifen die Schüler leicht; und dann wird ihnen die Übersetzung „Generation", die an vielen Stellen noch für *saeculum* pafst, deutlich machen, wie ein Wort, das eigentlich eine Gesamtheit zugleich erzeugter und zugleich lebender Wesen bezeichnet, dazu gekommen ist ein Zeitmafs zu benennen.

Zu Einblicken solcher Art fordert die Etymologie, innerhalb der von uns gezogenen Schranken, mehrfach auf. Wer *prudens* als *providens* erkennt und „vorausblickend“ übersetzt, versteht schon beinahe so gut wie Homer (z. B. *Α* 343), was „Klugheit“ sei. Ein Wort wie ἀγήνωρ mit seiner doppelten Bedeutung braucht für den Sekundaner nicht eine Vokabel zu sein, die er mechanisch lernt; er kennt *ἄγαν, ἀνήρ, ἠνορέη* und weiſs oder lernt eben jetzt, daſs *hôchgemuot* im Nibelungenliede etwas anderes ist als „hochmütig“ im neunzehnten Jahrhundert. An *secundus* wurde schon erinnert. Der „nachfolgende“ Wind ist günstiger als der „entgegenwehende“; und wer sich darauf einmal besonnen hat, empfindet nun auch das Bild in der Übertragung beider Attribute auf das Schicksal. Daſs *minister* in der modernen Anwendung des Wortes so viel mehr ist als *magister*, mag dem jungen Lateiner, der *magis* und *minus* besser zu kennen meint, seltsam vorkommen; vielleicht dämmert ihm dabei die Erkenntnis, daſs alle menschlichen Urteile und Begriffe bloſs relative Geltung haben. Aber auch das ewig Gleiche im Denken der Menschen lernt er finden, wenn ihm *ἄνεμος* und *animus, ψυχή* und (*ἀνα*)*ψύχειν, πνεῦμα, spiritus, esprit* in gemeinsamer Betrachtung zusammengefaſst werden. Überall ist der Versuch gemacht, das geistige Element, das sich mit den Sinnen nicht fassen lieſs, als eine körperliche Substanz feinster Art zu begreifen; und damit hat die schöpferische Sprache bei den verschiedensten Völkern immer wieder unbewuſst jenes Gleichnis vollzogen, das, zu deutlicher Anschauung gesteigert, in den Worten Jesu an Nikodemus mit überraschender Wahrheit leuchtet. —

Einige der letzten Beispiele ragen schon in ein Gebiet hinein, das zwar dem Gedankenkreise, in dem wir hier stehen, angehört, innerhalb desselben aber von besonderer Art und besondrer Wichtigkeit ist und daher in einem eigenen Kapitel behandelt werden soll.

III.

Sinnliche Vorstellung und Begriff.

> Anschaun, wenn es dir gelingt,
> Dafs es erst ins Innre dringt,
> Dann nach aufsen wiederkehrt,
> Bist am herrlichsten belehrt.
>
> Goethe.

1. Abstrakte Begriffe auszudrücken besitzt die Sprache überhaupt kein anderes Mittel als die übertragene Anwendung sinnlicher Vorstellungen. Dieser Satz beweist so zu sagen sich selbst: denn fast alle einzelnen Wörter, die er enthält, sind eben diesen Weg gegangen: abziehen, (be)greifen, ausdrücken, besitzen, *überhoubet,* Mitte, übertragen, (an)wenden, (vor)stellen. Und das ist kein Zufall. In den Zeiten, als die Sprache sich bildete und ihr Wortschatz geschaffen wurde, war die Aufmerksamkeit der Menschen noch ganz von der körperlichen Welt in Anspruch genommen. Erst allmählich lernte man auf geistiges Leben achten und mufste nun allerdings dessen Kräfte und Beziehungen auch benennen; aber das war für den noch ungeübten Verstand eine schwere Aufgabe, und so suchte er sich das Fremdartige und allzu Feine durch Bilder aus einem vertrauten und wahrnehmbaren Gebiete nahe zu bringen und faſslich zu machen. Je länger und häufiger nun solche metaphorischen Ausdrücke gebraucht wurden, desto mehr gewöhnte man sich, den abstrakten Wert, den sie nur durch ein Gleichnis andeuten sollten, unmittelbar in ihnen zu empfinden: das Bild wurde vergessen, die uneigentliche Bedeutung verschob sich zur eigentlichen. Es ist ein ähnlicher Übergang wie der von gewogenem Edelmetall zu gestempelten Barren, von da zu geprägten Münzen, endlich zum

Papiergeld. Danach versteht es sich von selbst, dafs die alten Völker an sinnlichen Ausdrücken reicher, an abstrakten ärmer waren als wir, oder richtiger gesagt: dafs in ihren abstrakten Begriffen das sinnliche Element noch stärker mitgefühlt wurde als in den unsern. Denselben Unterschied kann man auch schon innerhalb kleinerer Zeiträume beobachten. Vortrefflich schildert ihn Bernays, indem er von den Schwierigkeiten spricht, die sich einer modernen Verdeutschung Shakespeares entgegenstellten (Preufs. Jahrb. 68, S. 561): „Ihm war noch eine Sprache geläufig, „in welcher die Einbildungskraft ihr herrliches Spiel ungebunden „trieb; und er soll sich nun mit einer andern begnügen, die sich „der heilsamen aber einengenden Zucht des Verstandes längst „unterworfen. Wenn er redete, so schien es, als ob das Wort in „aller Frische unverkümmerter Jugend aus der Fülle des sinnlichen „Lebens unmittelbar hervorquölle, um die sinnliche Anschauung „des Hörers ebenso unmittelbar zu befruchten; — und jetzt soll „er die gleichen Wirkungen erzeugen in einer Sprache, in welcher „die immer weiter um sich greifende Herrschaft der abgezogenen „Begriffe die erste, frische, sinnliche Bedeutung der Wörter immer „entschiedener in Vergessenheit zurückdrängt." Diese Betrachtung läfst sich auf das Verhältnis der beiden klassischen Sprachen zur deutschen vollkommen übertragen.

Allerdings giebt es Fälle, in denen ein bildlicher Ausdruck im Lateinischen und Griechischen bereits ebenso verblafst ist wie der entsprechende bei uns. Der Begriff, dessen sich Lysias bewufst war, als er 25 (*δήμ. καταλ. ἀπολ.*), 29 *συκοφαντεῖν ἐπιχειροῦσιν* schrieb, oder der, welchen Cicero im Sinne hatte, wenn er pro Sest. 16, 38 sagte: *ut meum factum semper omnes praestare deberent,* war schwerlich verschieden von dem, was wir meinen, indem wir sagen, jemand „ergreife" ein Gewerbe oder er „stehe ein für die Handlungsweise" eines anderen. Ob man *respicere* „berücksichtigen" ebenso beurteilen soll, ist doch zweifelhaft; das deutsche Verbum ist ja kein ursprüngliches, sondern von einem schon abstrakten Substantiv abgeleitet. Weiter

dann, wenn Herodot (IX 64) schreibt: *νίκην ἀναιρεῖται καλλίστην,* so möchte ich glauben, dafs dabei dem Griechen noch der Vorgang des Kampfspieles, von dem Siegespreise heimgebracht werden, vor Augen stand, während wir in der Wendung „einen Sieg davontragen" an nichts mehr der Art denken. Beweisen läfst sich ein solcher Unterschied ja nicht; und die Grenze, von der an wir zu fühlen meinen, dafs den Alten die sinnliche Kraft einer Vorstellung noch lebendig war, wird immer schwankend bleiben.

Aber es finden sich Beispiele genug, über die ein Streit kaum entstehen könnte, in denen der fremde Ausdruck frischer nach dem Ursprung schmeckt als der deutsche. Tacitus Ann. VI 7 (*nobis pleraque digna cognitu obvenere*) übersetzt Nipperdey: „uns ist sehr vieles als der Kenntnisnahme würdig entgegengetreten", und bemerkt richtig, *obvenire* nähere sich hier der übertragenen Bedeutung, in der wir „vorkommen" statt „scheinen" sagen; aber das wird nicht leicht jemand behaupten, dafs beide Begriffe sich schon decken. So ist *expressa vestigia* bei Cicero (Rosc. Am. 22, 62) körperlicher als „ausdrückliche Spuren", *παραστάτις* Xenoph. Memor. II 1, 32 anschaulicher als „Beistand", *πᾶσαν προθυμίην ἐκτείνειν* in Herodots Sprache (VII 10 *η*) kühner als in modernem Deutsch „allen Eifer anspannen" oder „anstrengen". Trotzdem können wir oft kaum anders als das verblichene deutsche Bild für das farbenkräftige des Originals einsetzen; wir würden sonst der eigenen Rede unnötig Gewalt anthun. Herodots Erklärung (II 123) *ἐμοὶ δὲ παρὰ πάντα τὸν λόγον ὑπόκειται ὅτι κτλ.* übersetzt Krüger: „liegt (als mafsgebend und warnend) der Satz zu Grunde", als ob er dem natürlichen „mein Grundsatz ist" mit Absicht auswiche. In Lysias Rede gegen Eratosthenes (12, 81) machen die Worte Schwierigkeit: *ἡμεῖς νυνὶ εἰς κατηγορίαν καὶ ἀπολογίαν καθέσταμεν,* und lassen sich doch so einfach wiedergeben: „wir haben uns auf den Standpunkt von Anklage und Verteidigung gestellt"; und dieselbe Wendung dient uns bei Livius (21, 19, 4):

etsi priore foedere staretur. Sogar bei Homer dürfen wir, denke ich, Übereinstimmungen dieser Art benutzen. Es ist doch kein bloſser Zufall, wenn die Aufforderung (ρ 44) κατάλεξον ὅπως ἤντησας ὀπωπῆς genau der unsrigen gleicht: „erzähle, zu welcher Anschauung du gekommen bist". Mag der deutsche Ausdruck schwächer sein als der lateinische oder griechische, er ist immer stark genug an jenen zu erinnern und darf dann von ihm ein Stück der verlorenen Kraft für den Augenblick wieder leihen. Hier zeigt sich besonders glücklich der eigentümliche Vorzug der Schulübersetzung vor jeder noch so guten gedruckten, von dem in der Einleitung die Rede war.

Auf diesem Wege entwickelt sich dann aus der praktischen Schwierigkeit, von der wir ausgingen, sogar ein Vorteil. Durch den unmerklichen Einfluſs der Gewöhnung des Übersetzens wird der echte Sinn vieler deutschen Worte wieder aufgefrischt, und wer dieser Einwirkung empfänglich nachgiebt, wird dahin gelangen nun auch im eignen deutschen Stil manche scheinbar ganz abstrakte Begriffe wieder mit einem leisen Gefühl ihrer bildlichen Geltung zu gebrauchen. Goethe erklärt es (in den Sprüchen in Prosa) für „das schönste Zeichen der Originalität, wenn man „einen empfangenen Gedanken dergestalt fruchtbar zu entwickeln „weiſs, daſs niemand leicht, wie viel in ihm verborgen liege, „gefunden hätte". Das gilt auch von denjenigen Gedanken, die bereits in Begriffe zusammengedrängt sind. Goethe verstand es diese Kunst zu üben; und so erhielt unter seinen Händen die deutsche Sprache einen eigenen Glanz, nicht so sehr durch neue Farben mit denen er die blaſs gewordenen übermalte, als durch die feine Sorgfalt, mit der er das uralte Bildwerk von der aufgelagerten Staubdecke befreite[20]). Daſs die lernende Jugend ihm nacheifern solle, könnte als ein übertriebenes Verlangen erscheinen; aber das wird jeder zugeben, daſs wir sie vor dem oberflächlichen Sinn bewahren sollen, der die überlieferten Ausdrucksmittel sorglos weiter gebraucht und weiter verbraucht und nur deshalb etwas zu sagen scheint, weil die Sprache für ihn dichtet und denkt.

2. Kehren wir aber zu dem, was hier unsere eigentliche Aufgabe ausmacht, zurück, zu dem Bemühen, die deutsche Übertragung eines alten Textes so zu bilden, dafs der Eindruck sinnlicher Fülle und Anschaulichkeit erhalten bleibe. Bisher war blofs von dem besonderen Fall die Rede, wo für einen bildlichen Ausdruck der alten Sprache ein gleicher, nur schon ganz abstrakt gewordener der unsrigen zur Verfügung stand, der dann mit einer kleinen Steigerung seines ursprünglichen Gehaltes eingesetzt werden konnte. So leicht liegt die Sache nicht immer; oft bedarf es längerer Besinnung, um einen deutschen Ausdruck zu finden, der nicht ins rein Begriffliche abfällt. Unsere Schüler neigen nur zu sehr zum letzteren, und der Unterricht leistet ihrer Bequemlichkeit manchmal Vorschub anstatt Widerstand, wenn er sie etwa ein für allemal anleitet *hostes fundere* mit „schlagen", *praestare* mit „sich auszeichnen", *prohibere* mit „hindern" zu übersetzen, obwohl „zerstreuen", „voranstehen" oder (z. B. Sallust Catil. 37, 5) „hervortreten", und „fernhalten" oft aufs beste in den Zusammenhang passen und besonders bei *prohibere* die lateinische Konstruktion (z. B. Liv. 22, 14, 2) gar nicht verstanden werden kann, wenn man nicht von der Grundbedeutung ausgeht. Selbst in einem so vortrefflichen Buche wie Brosins Aeneis findet sich zu IV 209 *(caecique in nubibus ignes terrificant animos)* angemerkt, *caeci* heifse „zweck- und ziellos". Wir lassen die Soldaten manchmal „blind chargieren", sprechen von „blindem Lärm": ebenso nennt Iarbas die Blitze Juppiters, wenn sie keine Wirkung thun, „blinde Feuer". Und nun gar bei Homer! Zu *προτιόσσομαι* giebt Seiler-Capelle in neuester Auflage: „*a*) hinsehen, ansehen; *b*) im Geiste voraussehen, ahnen" und als Beispiel zu *b* *θάνατον* ε 389. Das ist die Stelle, wo Odysseus zwei Nächte und zwei Tage lang in den Wellen umhertreibt, *πολλὰ δέ οἱ κραδίη προτιόσσετ' ὄλεθρον*; wahrhaftig eine Situation, in der auch der gebildetste Sohn unseres klugen Zeitalters nicht erst seinen Verstand zu Hilfe nehmen würde, um „den Tod zu ahnen", den er „vor

Augen hat". *Προσπτύσσεσθαι* heifst eigentlich „sich in Falten anschmiegen", also auch γ 22 (*Μέντορ, πῶς τ' ἄρ' ἴω, πῶς τ' ἄρ προσπτύξομαι αὐτόν;*) nicht einfach „freundlich anreden, begrüfsen"; die Sorge des schüchternen Telemach ist, wie er „sich an ihn machen" soll. Beim Mahle der Phäaken schickt Odysseus dem Sänger ein schönes Stück Braten: (*ὄφρα*) *μιν προσπτύξομαι ἀχνύμενός περ* (θ 478). Das soll nicht heifsen: damit ich ihn „liebevoll behandle" oder „begrüfse" oder „ihm meine Zuneigung beweise"; die Grundbedeutung läfst sich so ziemlich festhalten: „dafs ich mich bei ihm einschmeichle". Noch treffender wäre „mich insinuiere"; und wenigstens als Beispiel werden wir es heranziehen und dem Schüler zugleich die Falten des Gewandes und, wieder einmal, den Nutzen des Fremdwortes anschaulich machen. Wer *ἐκμηρύεσθαι* (Anab. VI 5, 22) mit „defilieren" wiedergiebt, macht sich das von Xenophon gebrauchte Bild und zugleich den eigentlichen Sinn des modernen Ausdrucks deutlich. Denselben doppelten Vorteil gewährt in Ciceros Rede für Sulla (13, 39 *domi eius pleraque conflata esse constabat*) die Übersetzung „dafs in seinem Hause meistenteils konspiriert wurde".

Manchmal gelingt es durch Ergänzung eines Begriffes oder durch Umschreibung ein Bild zu bewahren, das verloren gehen müfste, wenn man ängstlich Wort für Wort wiedergeben wollte. Ciceros Warnung (Lael. 22, 83), man solle nicht glauben *libidinum peccatorumque omnium patere in amicitia licentiam,* will Nauck mit der sprichwörtlichen Wendung, dafs „Thür und Thor geöffnet" sei, übersetzen; noch besser wäre vielleicht „dafs freie Bahn geöffnet sei", weil darin auch der Begriff von *licentiam* angedeutet ist. Euander gedenkt seiner Jugend (Aen. VIII 160): *tum mihi prima genas vestibat flore iuventus*; „umgab mit sprossender Hülle" könnte man deutsch sagen, um dem doppelten Bilde gerecht zu werden. Als Freier um Kleisthenes' Tochter kamen alle zusammen, *ὅσοι σφίσι τε αὐτοῖσι ἦσαν καὶ πάτρῃ ἐξωγκωμένοι* (Hdt. VI 126); „stolz" ist farblos, „aufgeblasen" giebt einen

tadelnden Sinn, so versuchen wir: „denen das eigne Bewufstsein und ihr Vaterland die Brust schwellte". Den häufigsten Anlafs zu Umformungen dieser Art bietet natürlich die Sprache der alten Dichter. In Hesiods Beschreibung des goldenen Zeitalters, die ich einmal zum Text einer Klassenarbeit wählte, übersetzten zwei Schüler das *τέρποντ᾽ ἐν θαλίῃσι* (*ἔργ.* 115) ganz geschickt: „erfreuten sich in blühendem Glücke". Bei Homer ist *κήδε᾽ ἀναπλῆσαι* (ε 207) „das Mafs der Leiden erfüllen", *πένθος ἄεξεν* (ρ 489) „er nährte das Gefühl der Trauer". Zu Sophokles Aias 182 f. *οὔποτε γὰρ φρενόθεν γ᾽ ἐπ᾽ ἀριστερά, παῖ Τελαμῶνος, ἔβας,* führt Schneidewin-Nauck zwar eine gleich bildliche Redeweise aus Ennius treffend an (*quo vobis mentes, rectae quae stare solebant antehac, dementes sese flexere viai?*), übersetzt aber doch ohne merkbares Bild: „nimmermehr bist du dergestalt zu unvernünftigem Beginnen geschritten". Wir können der Anregung folgen, die Ennius giebt, und sagen: „niemals hast du dich so weit vom rechten Wege des Denkens entfernt".

Dies Beispiel mit seiner Vertauschung von Links und Rechts weist schon auf eine andere Gruppe von Fällen hinüber, in denen nicht ein knapper Ausdruck durch einen ausgeführteren ersetzt zu werden braucht, sondern Kürze und Anschaulichkeit zugleich gewahrt werden können, indem das Vorstellungsgebiet, in das ein Wort des Originals uns versetzt hat, etwas verschoben, erweitert oder verengt wird. „Sitzen" und „Stehen" haben das Element der Dauer gemeinsam, „sich setzen" und „sich legen" das der Beruhigung; also bleiben wir dem Sinne des Lateinischen nahe, wenn wir für *assiduus* „beständig" und für *flatus resedit* (Aen. VII 27) sagen: „das Wehen legte sich". *Ἄσπλαγχνος* bei Sophokles (Ai. 472) ist „marklos", *συγκέκραμαι δύᾳ* in Kreons Klage (Ant. 1311) „ich bin dem Unglück vermählt". Xenophon soll sich (Anab. V 8) vor den Soldaten rechtfertigen, dafs er früher manche von ihnen geschlagen hat. Es sei notwendig gewesen, sagt er, um in bedrängter Lage die Säumigen zur Aufbietung aller Kräfte zu nötigen; jetzt aber, wo es dem Heere

gut geht, *οὐδένα παίω· ἐν εὐδίᾳ γὰρ ὁρῶ ὑμᾶς* (19). Krüger bemerkt dazu: „*εὐδία* eigentlich dem Sturme entgegengesetzt, hier ‚Gefahrlosigkeit'". Aber damit wird der Gedanke zerstört; denn die Vorstellung der Seefahrt braucht der Redner, um auf das entgegengesetzte Bild, das er im Folgenden ausführt, vorzubereiten: *ὅταν δὲ χειμὼν ᾖ καὶ θάλασσα μεγάλη ἐπιφέρηται κτλ.* Wir erreichen seine Absicht, wenn wir sagen: „ich sehe euch im sichern Hafen". — Für das horazische *quidquid delirant reges plectuntur Achivi* (Epist. I 2, 14) wird man die Übersetzung des trefflichen Seume immer dankbar benutzen: „wenn die Könige sich raufen, müssen die Bauern Haare lassen". Aber *delirare* verlangt doch auch als Vokabel eine Erklärung, und die „Furche" (*lira*) leitet auf die verwandte deutsche Redensart „aus dem Geleise kommen" hin. Hat man zufällig mit denselben Schülern in der vorhergehenden Klasse den ionischen Aufstand bei Herodot gelesen, so ist gewifs noch einer und der andre, der sich erinnert, mit welchem Bilde jene seefahrende Nation den gleichen Gedanken malte, VI 12, *ἐκπλώσαντες τοῦ νόου*: „wir haben den rechten Kurs verloren".

3. In Bezug auf den Gebrauch von Metaphern nimmt innerhalb der auf der Schule gelesenen Autoren Sophokles eine besondere Stellung ein. Denn in der poetischen Gattung, deren einziger Vertreter er an den weitaus meisten Orten ist, dienen Bilder nicht nur dem Bedürfnis nach anschaulicher Darstellung, sondern vor allem dem Wunsche, den Stil prächtig auszuschmücken und über das Niveau der natürlichen Rede hinauszuheben. Wir dürfen diesen Schmuck nicht abstreifen, wenn wir den Eindruck des Originals wiedererzeugen wollen, und werden deshalb auch manche kühnere Verbindung wagen. „Leichentrümmer des Herdenmordes" klingt uns wohl kaum befremdlicher als den Griechen *ἐρείπια νεκρῶν ἀρνείου φόνου* (Ai. 308 f.); und eine so malerische Vorstellung wie El. 118 ff. (*μούνη γὰρ ἄγειν οὐκέτι σωκῶ λύπης ἀντίρροπον ἄχθος*) läfst sich auch der Phantasie des deutschen Lesers oder Hörers

mitteilen: „allein vermag ich nicht mehr der Last des Jammers das Gleichgewicht zu halten". Auch der beliebten Vermischung getrennter sinnlicher Gebiete können wir nicht immer ausweichen, z. B. Kön. Öd. 473 ff.: ἔλαμψε γὰρ τοῦ νιφόεντος ἀρτίως φανεῖσα φάμα Παρνασοῦ, τὸν ἄδηλον ἄνδρα πάντ' ἰχνεύειν; von einem Orakel-„spruch" ist die Rede, aber durch ein ausgeführtes Bild wird er in die Sphäre des Sichtbaren gezogen und mit einem Feuerzeichen verglichen, das „vom Gipfel des schneeigen Parnafs leuchtend erschien". Dergleichen aufgeben heifst die Eigenart des Dichters verleugnen. Trotzdem werden wir uns freuen, wenn dann und wann eine schon verblassende deutsche Metapher es möglich macht, die gar zu strotzende Farbe des griechischen Ausdrucks zu dämpfen, sodafs der Gesang „hell erklingt" anstatt zu „leuchten" (Kön. Öd. 187), Unglück das Greisenalter „begleitet", nicht mit ihm „zusammenwohnt" (Öd. Kol. 1238), φροντίδος ἔγχος (Kön. Öd. 170) zur „Waffe der Klugheit" verallgemeinert wird. Nicht selten endlich wird es doch notwendig sein das Bild ganz zu verlassen, zumal da, wo es nicht ausgemalt, sondern nur durch ein einzelnes Wort angedeutet ist und im Deutschen entweder unverständlich werden oder eine breite Umschreibung erfordern würde. Es ist lehrreich zu sehen, wie viele bildliche Wendungen des euripideischen Textes Wilamowitz in seinem Hippolytos geopfert hat. Mit vollem Recht; denn Ohr und Sinn der Griechen waren anders gestimmt als die unsern, und diesem Unterschied mufs Rechnung tragen, wer in uns einen ähnlichen Eindruck hervorrufen will wie jene empfingen. Darauf wurde schon früher (S. 24) hingewiesen.

Von dem Stil der Tragödie völlig verschieden ist die Redeweise Homers, auch sie reich an Bildern, die uns oft überraschen. Aber hier sind es nicht kunstvolle Zierate, zu augenblicklichem Gebrauch erfunden, sondern es sind jene uralten Gleichnisse, mit deren Hilfe überall der menschliche Geist die körperlose Welt der Gedanken seiner Auffassung zu unterwerfen gesucht hat. Dem ältesten Dichter steht von dieser Seite der Vater der

Geschichte noch nahe genug. Man darf für die Übersetzung den Grundsatz aufstellen, dafs Bilder, die bei Homer und Herodot vorkommen, wenn irgend möglich auch im Deutschen festgehalten werden sollen; denn da berühren sie uns nicht fremdartig sondern heimatlich, indem sie die verblichene Anschaulichkeit unsrer eignen Sprache auffrischen helfen [21]).

Wieder ganz anders steht es mit den lateinischen Autoren, die der Schüler zu lesen bekommt. Die geistige Atmosphäre, der Cicero Vergil Tacitus angehörten, war der, in welcher wir atmen, ähnlich, nur zu ähnlich. Dafs immerhin das Latein der goldenen und silbernen Zeit noch reicher an Metaphern ist als unser jetziges Deutsch, lehrt ein Blick in Nägelsbachs Stilistik. Aber der Prozefs der Umwandlung sinnlicher Ausdrücke in Abstracta war doch schon weit genug vorgeschritten und lud zu Neubildungen ein. Am reichsten an solchen ist von den Prosaikern Tacitus, und der Übersetzer soll ihn nicht korrigieren. *Exciti prospero clamore, qui modo per agros fuga palabantur, victoriae se miscebant,* schreibt er Hist. III 17, und wir zerstören das Gemälde, wenn wir (mit Heraeus) für *se miscere* „sich beteiligen" setzen; vielmehr: „sie mischten sich in den Sieg". *Ut quis destrictior accusator, velut sacrosanctus erat,* steht Ann. IV 36; Nipperdey meint das Bild ungefähr festzuhalten, wenn er *destrictus* mit „scharf" wiedergiebt. Aber hätte Tacitus dies gemeint, so würde er *acrior* gesagt haben; da ihm das nicht genügt hat, soll es auch uns nicht genügen, und wir versuchen ebenfalls das erloschene Bild zu erneuern, indem wir „schneidiger" sagen. — Daneben kennt doch auch Tacitus und kennen andere neben und vor ihm die feinere Art, einen bildlichen Ausdruck dadurch wieder lebendig zu machen, dafs er geschickt in eine Umgebung gebracht wird, die an den ursprünglichen Sinn erinnert. Horaz weifs verständig zu raten: *dixeris egregie, notum si callida verbum reddiderit iunctura novum* (a. p. 47 f.); und er befolgt selber den Rat, indem er die körperliche Bedeutung von Worten wie *tollere* (Od. II 4, 11) oder *onus* (Epist. I 17, 39) lebhaft erfafst

und zu Gleichnissen ausdehnt[22]). Das ist dieselbe Kunst, die wir vorher an Goethe gerühmt haben, von der auch aus römischen Autoren, aus Tacitus und Vergil, schon Beispiele erwähnt wurden (S. 18 f. 29); unsere Sache ist es die Absicht zu merken und beim Übersetzen nicht zu verwischen. *Clarus* heifst hundertmal „herrlich, berühmt", aber *clarus Olympus* (Aen. IV 268) ist der „strahlende Olymp", *αἰγλήεις* bei Homer. *Sustinere* für *alere* ist ebenso gedacht und war in Sallusts Zeit wohl schon ebenso gebräuchlich wie unser „Unterhalt"; aber in den Worten *homo omnium quos terra sustinet sceleratissimus* (Iug. 14, 2) ist es wieder voller empfunden, und so müssen auch wir sagen: „von allen, welche die Erde trägt". *Obire* heifst „begehen, bereisen, besorgen" und ist in dieser Anwendung transitiv; wenn nun Livius (X 25, 13 f.) den Prätor Appius Claudius sagen läfst: *non suffecturum ducem unum nec exercitum unum adversus quattuor populos; periculum esse, sive iuncti unum premant sive diversi gerant bellum, ne ad omnia simul obire unus non possit,* so zeigt schon die ungewöhnliche Konstruktion mit *ad,* dafs das Verbum im eigentlichen Sinne genommen ist: „nach allen Seiten zugleich entgegentreten".

Ganz in seiner Art verhält sich zu den geläufigen metaphorischen Ausdrücken Cicero. Gedankenlos gebraucht auch er sie nicht; aber während Sallust und Tacitus durch Stellung und Verbindung oder durch die treffende Wahl eines benachbarten Wortes den Keim der bildlichen Vorstellung erhalten oder erwecken, weifs ihn die fruchtbare Phantasie des Redners zu einem ausgeführten Gleichnis zu entwickeln. Von *adversa* und *secunda fortuna* war schon einmal die Rede; bei Cicero (off. II 6, 19) lesen wir: *Magnam vim esse in fortuna in utramque partem vel secundas ad res vel adversas quis ignorat? nam et, cum prospero flatu eius utimur, ad exitus pervehimur optatos, et, cum reflavit, adfligimur.* Und noch unmerklicher hat er einem so abgebrauchten Begriff wie *impellere* „bewegen" ein volles Bild entlockt de or. II 79, 324: *quos (locos) tamen totos*

Geschichte noch nahe genug. Man darf für die Übersetzung den Grundsatz aufstellen, dafs Bilder, die bei Homer und Herodot vorkommen, wenn irgend möglich auch im Deutschen festgehalten werden sollen; denn da berühren sie uns nicht fremdartig sondern heimatlich, indem sie die verblichene Anschaulichkeit unsrer eignen Sprache auffrischen helfen [21]).

Wieder ganz anders steht es mit den lateinischen Autoren, die der Schüler zu lesen bekommt. Die geistige Atmosphäre, der Cicero Vergil Tacitus angehörten, war der, in welcher wir atmen, ähnlich, nur zu ähnlich. Dafs immerhin das Latein der goldenen und silbernen Zeit noch reicher an Metaphern ist als unser jetziges Deutsch, lehrt ein Blick in Nägelsbachs Stilistik. Aber der Prozefs der Umwandlung sinnlicher Ausdrücke in Abstracta war doch schon weit genug vorgeschritten und lud zu Neubildungen ein. Am reichsten an solchen ist von den Prosaikern Tacitus, und der Übersetzer soll ihn nicht korrigieren. *Exciti prospero clamore, qui modo per agros fuga palabantur, victoriae se miscebant,* schreibt er Hist. III 17, und wir zerstören das Gemälde, wenn wir (mit Heraeus) für *se miscere* „sich beteiligen“ setzen; vielmehr: „sie mischten sich in den Sieg“. *Ut quis destrictior accusator, velut sacrosanctus erat,* steht Ann. IV 36; Nipperdey meint das Bild ungefähr festzuhalten, wenn er *destrictus* mit „scharf“ wiedergiebt. Aber hätte Tacitus dies gemeint, so würde er *acrior* gesagt haben; da ihm das nicht genügt hat, soll es auch uns nicht genügen, und wir versuchen ebenfalls das erloschene Bild zu erneuern, indem wir „schneidiger“ sagen. — Daneben kennt doch auch Tacitus und kennen andere neben und vor ihm die feinere Art, einen bildlichen Ausdruck dadurch wieder lebendig zu machen, dafs er geschickt in eine Umgebung gebracht wird, die an den ursprünglichen Sinn erinnert. Horaz weifs verständig zu raten: *dixeris egregie, notum si callida verbum reddiderit iunctura novum* (a. p. 47 f.); und er befolgt selber den Rat, indem er die körperliche Bedeutung von Worten wie *tollere* (Od. II 4, 11) oder *onus* (Epist. I 17, 39) lebhaft erfafst

und zu Gleichnissen ausdehnt [22]). Das ist dieselbe Kunst, die wir vorher an Goethe gerühmt haben, von der auch aus römischen Autoren, aus Tacitus und Vergil, schon Beispiele erwähnt wurden (S. 18 f. 29); unsere Sache ist es die Absicht zu merken und beim Übersetzen nicht zu verwischen. *Clarus* heifst hundertmal „herrlich, berühmt“, aber *clarus Olympus* (Aen. IV 268) ist der „strahlende Olymp“, *αἰγλήεις* bei Homer. *Sustinere* für *alere* ist ebenso gedacht und war in Sallusts Zeit wohl schon ebenso gebräuchlich wie unser „Unterhalt“; aber in den Worten *homo omnium quos terra sustinet sceleratissimus* (Iug. 14, 2) ist es wieder voller empfunden, und so müssen auch wir sagen: „von allen, welche die Erde trägt“. *Obire* heifst „begehen, bereisen, besorgen“ und ist in dieser Anwendung transitiv; wenn nun Livius (X 25, 13 f.) den Prätor Appius Claudius sagen läfst: *non suffecturum ducem unum nec exercitum unum adversus quattuor populos; periculum esse, sive iuncti unum premant sive diversi gerant bellum, ne ad omnia simul obire unus non possit,* so zeigt schon die ungewöhnliche Konstruktion mit *ad,* dafs das Verbum im eigentlichen Sinne genommen ist: „nach allen Seiten zugleich entgegentreten“.

Ganz in seiner Art verhält sich zu den geläufigen metaphorischen Ausdrücken Cicero. Gedankenlos gebraucht auch er sie nicht; aber während Sallust und Tacitus durch Stellung und Verbindung oder durch die treffende Wahl eines benachbarten Wortes den Keim der bildlichen Vorstellung erhalten oder erwecken, weifs ihn die fruchtbare Phantasie des Redners zu einem ausgeführten Gleichnis zu entwickeln. Von *adversa* und *secunda fortuna* war schon einmal die Rede; bei Cicero (off. II 6, 19) lesen wir: *Magnam vim esse in fortuna in utramque partem vel secundas ad res vel adversas quis ignorat? nam et, cum prospero flatu eius utimur, ad exitus pervehimur optatos, et, cum reflavit, adfligimur.* Und noch unmerklicher hat er einem so abgebrauchten Begriff wie *impellere* „bewegen“ ein volles Bild entlockt de or. II 79, 324: *quos (locos) tamen totos*

explicari in principio non oportebit, sed tantum impelli primo iudicem leviter, ut iam inclinato reliqua incumbat oratio. Nägelsbach, der beide Beispiele anführt, übersetzt das erste (§ 134, 2) ohne alles Bild, das zweite (§ 128, 1) mit veränderter Metapher. Ich würde es vorziehen, auch hier der Gedankenrichtung zu folgen, in die der Autor selbst uns weist: „damit sich, wenn er schon wankend geworden ist, die übrige Rede auf ihn werfe“, und: „wenn das Glück unsere Segel schwellt gelangen wir zum erwünschten Ziel, wenn der Wind umschlägt leiden wir Schiffbruch“.

Man mag in dem letzten und in manchen früheren Fällen einwenden, dafs sich unser Verfahren zu eng an die Vorlage anschliefse; und sicher wird sich oft eine glattere und auf den ersten Blick gefälligere Übersetzung finden lassen. Aber unser Bestreben war ja, gerade die eigentümlichen Züge des Originals in der Übertragung frisch zu erhalten und durch das Suchen nach ihrer Wiedergabe zugleich die Vertrautheit mit den Ausdrucksmitteln der eignen Sprache zu erhöhen. Das wird uns auch im folgenden Abschnitt zu Forderungen führen, denen von vornherein nicht jeder zustimmen möchte.

IV.

Synonyma.

> **Wer dolmetschen will, mufs grofsen Vorrat von Worten haben, dafs er die Wahl könne haben, wo eins an allen Orten nicht lauten will.** Luther.

1. Einer der häufigsten Fehler des Stiles ist Eintönigkeit. Wer nicht auf sich achtet, verfällt leicht in die lässige Gewohnheit, dieselben Dinge immer wieder mit demselben Namen zu benennen. Und das schadet nicht nur dem Wohlklang, sondern auch der Deutlichkeit. Denn selten oder nie sind Synonyma gleichbedeutend; und wer zwei oder mehr verwandte Begriffe, für welche die Sprache besondere Wörter geschaffen hat, stets nur mit einem von diesen bezeichnet, wird notwendig gerade den Ausdruck, den der Zusammenhang seiner eignen Gedanken erforderte, oft verfehlen. Ob sie z. B. etwas anführen oder mitteilen, erwähnen oder auseinandersetzen, darstellen oder entwickeln, beschreiben oder erzählen wollen, ist den Verfassern deutscher Aufsätze, und zwar nicht blofs derjenigen die korrigiert werden, manchmal vollkommen unklar. Um solchem Übel entgegenzuwirken giebt es kein besseres Mittel, als das Übersetzen aus einem mustergiltigen fremden Werke[23]). Denn beim Vortrag dessen, was man sich selbst ausgedacht hat, ist man fortdauernd in Gefahr, in den vertrauten Kreisen geläufiger Vorstellungen und Ausdrücke befangen zu bleiben; der fremde Text aber bringt die Nötigung, uns selbst aufzurütteln, unser Gedächtnis zu durchgrübeln und aus ihm auch solche Worte emporsteigen zu lassen, die uns bekannt und verständlich waren, wo sie ein andrer verwandte, aber dem Bewufstsein nicht gegenwärtig oder

nicht nahe genug, um für eignen Gebrauch gleich zur Hand zu sein. Diese Arbeit mufs ja gethan werden, wenn wir der Mannigfaltigkeit des Originals gerecht werden und jede Verbindung von Begriffen möglichst in der Schattierung erhalten wollen, die der Autor für sie gewählt hat. So wirken auch hier die beiden Absichten, deren wir uns am Schlufs des vorigen Kapitels wieder erinnerten, aufs beste zusammen.

Zuweilen handelt es sich um Unterschiede, die nur leise empfunden werden und unwesentlich erscheinen können. Ich freute mich doch, als ein Schüler die Worte Xenophons (Mem. IV 2, 33): *ἐπιχειρῶν ἀποδιδράσκειν μετὰ τοῦ υἱοῦ τόν τε παῖδα ἀπώλεσε καὶ αὐτὸς οὐκ ἠδυνήδη σωθῆναι*, von selbst so wiedergab, dafs Dädalos „mit seinem Sohne“ zu fliehen versuchte und „sein Kind“ verlor. Und oft führt das Bestreben, die Abwechslung des Ausdruckes nachzuahmen, erst dazu, dafs die Begriffe scharf erfafst werden. So an einer Stelle der divinatio in Q. Caecilium (19, 61), wo sich dadurch Gelegenheit bietet ein früher besprochenes Wort in seiner Grundbedeutung zu erhalten: *nullam neque iustiorem neque graviorem causam necessitudinis posse reperiri quam coniunctionem sortis, quam provinciae, quam officii, quam publici muneris societatem*, d. h. „kein gerechterer und kein wichtigerer Grund zu enger Verbindung könne gefunden werden als die Vereinigung des Loses, als die Gemeinschaft des Wirkungskreises [nicht „Amtsbezirkes“, wegen des folgenden *munus*], der Pflicht, des Staatsamtes“. *Imperium* heifst oft genug „Herrschaft“, und dieses Wort würde auch bei Sallust Catil. 2, 2 (*maxumam gloriam in maxumo imperio putare*) ganz gut passen; weil aber *lubidinem dominandi* unmittelbar vorhergeht, so ist es in „Herrschbegier“ schon verbraucht, und wir bilden nun: „im gröfsten Machtbereiche“. Ein Beispiel gehäufter Synonyma aus Herodot ist früher (S. 23) vorgekommen. Wenn Xenophon Memor. II 1, 18 *ταλαιπωρῶν, πονῶν, μοχθοῦσι* kurz hintereinander setzt, so können wir ihm folgen, indem wir „sich plagend, arbeitend, sich anstrengen“

sagen. Und kurz darauf (33) ähnlich: *χαίρουσιν* „sie freuen sich“, *ἀγάλλονται* „fühlen sich gehoben“, *ἥδονται* „haben ihre Lust daran“. Derselbe Schriftsteller scheint (ebenda 7, 9) *ἀγαπᾶν* und *φιλεῖν* klar zu sondern, indem er sagt: *σὺ μὲν ἐκείνας φιλήσεις, ὁρῶν ὠφελίμους σεαυτῷ οὔσας, ἐκεῖναι δὲ σὲ ἀγαπήσουσιν, αἰσθόμεναι χαίροντα αὐταῖς,* „du wirst sie lieben, da du siehst, dafs sie dir nützlich sind, und sie werden etwas von dir halten, da sie merken, dafs du mit ihnen zufrieden bist“. Aber wenige Zeilen später (§ 12), wo dasselbe Verhältnis als nunmehr eingetreten geschildert wird, ist die Verteilung umgekehrt: *αἱ μὲν ὡς κηδεμόνα ἐφίλουν, ὁ δὲ ὡς ὠφελίμους ἠγάπα.* Also wäre es auch an der ersten Stelle möglich beide Verba zu vertauschen oder gar auszugleichen; doch das dürfen wir nicht. Offenbar ist das Spiel mit diesen Worten von Xenophon beabsichtigt; und unsere Sache ist es nicht, ihn zu korrigieren, sondern seinen Absichten, auch wo wir sie etwa nicht ganz verstehen, nachzugeben.

Besonders grofs ist die Mannigfaltigkeit des Ausdrucks bei den Dichtern, teils aus natürlicher Fülle wie bei Homer, teils infolge kunstmäfsiger Arbeit. Manchmal ist es für den Übersetzer unmöglich hierin dem Original treu zu bleiben; so Aen. IV 478, wo wir uns wohl vergebens bemühen würden *germana* und *soror* auch deutsch auseinander zu halten. Anderwärts wieder ist die Bewahrung des Unterschiedes überflüssig, weil er ganz tonlose Worte betrifft. Wenn wir an früher angeführten Stellen *ἀνήρ* mit „man“ übersetzen wollen, so braucht uns ein nachfolgendes *τις* davon nicht zurückzuhalten; vielmehr werden wir *ο* 400 f. (*μέτα γάρ τε καὶ ἄλγεσι τέρπεται ἀνήρ, ὅς τις δὴ μάλα πολλὰ πάθῃ καὶ πόλλ’ ἐπαληθῇ*) so geben: „nachträglich freut man sich auch über Leiden, wenn man schon viel erduldet hat und viel umhergeirrt ist“. Aber Fälle dieser Art sind selten; meist ist es möglich und lohnend die Vielheit der Synonyma nachzubilden. Zwischen *μηνίω, κοτέομαι* und *χαλεπαίνω* zu unterscheiden würde dem Schüler schwer werden; vielleicht empfindet er doch

etwas davon, wenn er angehalten wird einen Satz wie ε 146 f. genau zu übersetzen: *Διὸς δ' ἐποπίζεο μῆνιν, μή πώς τοι μετόπισθε κοτεσσάμενος χαλεπήνῃ,* „scheue den Groll des Zeus, dafs er nicht hinterher erzürnt dich seinen Unwillen fühlen lasse". Bei Vergil werden *clarus* und *inclutus, oculi* und *lumina* oft als gleichwertig gebraucht; aber wenn Aen. VI 478 f. *bello clari* und *inclutus armis* unmittelbar auf einander folgen, so sind es Männer „die im Kriege geglänzt haben" und der „waffenberühmte" Parthenopäus; und *lumine* hinter *oculos* (VIII 152 f.) heifst „mit dem Blicke", nicht „mit dem Auge". Seinen Bericht von Hercules und Cacus beginnt Euander mit dieser Beschreibung: *iam primum saxis suspensam hanc adspice rupem, disiectae procul ut moles desertaque montis stat domus et scopuli ingentem traxere ruinam* (VIII 190 ff.). Wir hüten uns auch im Deutschen vor Wiederholung desselben Wortes und sagen etwa: „gleich zuerst sieh diesen am Gestein hängenden Felsen, wie die Massen weit auseinander geschleudert sind und die Wohnung des Berges verödet steht, und wie ein gewaltiger Sturz die Zacken niedergerissen hat". Die Schüler gehen gern, und oft mit Geschick, auf solche Bemühungen ein; so wurde Aen. VI 673 ff.: *nulli certa domus, lucis habitamus opacis riparumque toros et prata recentia rivis incolimus,* gleich beim ersten Übersetzen ganz treffend wiedergegeben: „keiner hat ein bestimmtes Heim, wir hausen in schattigen Hainen und bewohnen die Uferbänke und die von Bächen erfrischten Wiesen".

2. Allerdings kann der Eifer zu weit gehen und mufs dann wieder zurückgehalten werden. Man darf nicht kunstreicher sein wollen, als der Klassiker von dem man lernen soll selbst war. Wenn Vergil Aen. IV 1. 5 in kurzem Zwischenraum zweimal *cura* gebraucht, so dürfen auch wir zweimal — nur freilich nicht „Sorge" sagen, als sei Dido um ihren Unterhalt verlegen gewesen, wohl aber „Kummer" oder „Gram". So sind auch bei Homer ε 212 f. *δέμας, φυή, εἶδος* streng zu scheiden: „Gestalt, Wuchs, Aussehen"; aber wenn in V. 217 *εἶδος* und

εἰσάντα ἰδέσθαι bequem neben einander stehen, so werden wir vor „Aussehen" und „anzusehen" nicht zurückscheuen.

Unter Umständen ist es geradezu notwendig, ein Wort, das unverändert wiederkehrt, auch wieder ebenso zu übersetzen. In Ciceros Rede für Murena 2, 4 sind *summo honore affectus, eodem honore praeditus* mit Absicht nur teilweise unterschieden worden: „angethan — ausgestattet"; den Begriff „Würde" hat der Redner in beiden Gliedern gleich ausgedrückt. Er wollte die Stellung seines Klienten seiner eignen möglichst gleich erscheinen lassen, und durfte doch *magistratu* nicht sagen, da Murena erst designierter Konsul war. Daſs er nicht etwa um Synonyma für *honor* verlegen war, zeigt Cicero in derselben Rede 5, 12, wo *laus, memoria, honos, gloria* („Ruhm, bleibendes Gedächtnis, Ehre, Glanz") hart neben einander stehen. Aber kurz darauf wieder (12 f.) findet sich innerhalb von fünf Zeilen viermal der Begriff *maledictum* oder *maledicus*. Ein Herausgeber übersetzt an der ersten Stelle (*maledicto nihil in hisce rebus loci est*) „Vorwurf", an den folgenden „Schmähung"; doch damit wird der innere Zusammenhang der Gedanken zerstört, der gerade auf der Gleichheit des Ausdruckes beruht. Man muſs versuchen sie beizubehalten, etwa so: „für ein böses Wort ist hier kein Platz", und nachher: „das böse Wort verrät, wenn es mit Recht gebraucht wird, einen heftigen Ankläger, wenn mit Unrecht, einen bösen Lästerer" (*maledici conviciatoris*). Noch wichtiger ist die Gruppierung um einen gemeinsamen Wortstamm bei Sallust Catil. 3, 1 f.: *et qui fecere et qui facta aliorum scripsere multi laudantur. ac mihi quidem, tametsi haudquaquam par gloria sequitur scriptorem et actorem* (sic) *rerum, tamen in primis arduum videtur res gestas scribere.* Die gedrängte Kraft des Gedankens geht verloren, wenn wir *scriptor* etwa als „Erzähler", dem „Vollbringer der Thaten" gegenüber, fassen; die Anlehnung an das vorhergehende und nachfolgende *scribere* muſs bleiben. So setzen wir: „den, welcher Geschichte schreibt, und den, der Geschichte macht".

— Bei Xenophon (Memor. III 12, 5) lesen wir unmittelbar hinter einander die Worte: *πρὸς πάντα, ὅσα πράττουσιν ἄνθρωποι, χρήσιμον τὸ σῶμά ἐστιν· ἐν πάσαις δὲ ταῖς τοῦ σώματος χρείαις πολὺ διαφέρει ὡς βέλτιστα τὸ σῶμα ἔχειν.* Da dürfen wir *χρεία* und *χρήσιμος* nicht von einander reifsen, und versuchen mit „Anwendung, zur Anwendung kommen" die Einheit des Begriffes festzuhalten. Manchmal ist die Gleichheit des Ausdrucks von weiter her vorzubereiten. Sokrates fragt (II 2, 11) seinen Sohn Lamprokles, der sich über die Mutter beschwert hat: *εἰπέ μοι, πότερον ἄλλον τινὰ οἴει δεῖν θεραπεύειν, ἢ παρεσκεύασαι μηδενὶ ἀνθρώπων πειρᾶσθαι ἀρέσκειν μηδὲ πείθεσθαι μήτε στρατηγῷ μήτε ἄλλῳ ἄρχοντι;* Für *θεραπεύειν* sind an sich manche deutsche Wörter möglich, hier aber wird ein solches erfordert, das auch weiter unten (§ 13) in dem Satze Platz findet: *ἐάν τις γονέας μὴ θεραπεύῃ.* Deshalb übersetzen wir: „ob du glaubst einen andern als Herrn ehren zu müssen", und nachher, mit Wegfall eines Elementes: „wenn einer seine Eltern nicht ehrt".

Wesentlich nicht für den Gedanken aber für den Stil ist eine gewisse Gleichförmigkeit des Ausdruckes bei Homer. So sehr seine Sprache, verglichen mit jeder anderen, uns als etwas Ursprüngliches anmutet, unmittelbar aus der reichen Quelle sinnlicher Vorstellung geschöpft zu sein scheint, so enthält sie doch zahlreiche Bestandteile, die dafür zeugen, dafs auch sie schon am Ende einer langen, keineswegs nur aufsteigenden Entwickelung steht. Sie bietet in freigebiger Anwendung Worte und Formeln, die durch langen Gebrauch stereotyp geworden sind und nun vom Dichter ohne lebendiges Bewufstsein ihrer eigentlichen Bedeutung benutzt werden. Davon war schon bei Gelegenheit von *δαιμόνιος* die Rede, das, im Gespräch zwischen Göttern gesetzt, einem Schüler aufgefallen war. Uns mag es ja seltsam und vielleicht manchmal gar langweilig vorkommen, dafs die gleichen Wendungen sich so oft wiederholen, dafs Morgen und Abend, Essen und Trinken, Frage und Antwort, Verwundung und Tod

stets in denselben Zügen beschrieben werden, dafs der Tag immer „heilig“ heifst, die Salzflut „weifslich grau“, die Schiffe „schnell“ auch wenn sie im Hafen liegen, der Himmel „sternenreich“ auch bei hellem Tage, dafs Zeus den Verführer der Klytämnestra einen „(Helden) ohne Tadel“ nennt in dem Augenblicke wo er von seinem Frevel erzählt, dafs Odysseus immer wieder der „viellistige“ oder der „erfindungsreiche“ ist, und was dergleichen mehr sich anführen liefse. Aber solche Auswüchse gehören zum Körper der alten epischen Dichtung; und wer sie abstreift, verwundet ihn. Das haben zwei Männer gethan, die gerade im starken Gefühl künstlerischer Empfänglichkeit sowohl wie Gestaltungskraft und mit einer gewissen Geringschätzung gegen uns Philologen es unternommen hatten den echten und bleibenden Gehalt der homerischen Poesie dem deutschen Volke zugänglicher zu machen[24]). Hermann Grimm rühmt sich ausdrücklich, dafs in seinen Proben einer „Übertragung“ die „hergebrachten, tönenden Adjectiva“ ausgelassen sind, wie er denn z. B. auch die Anrede *δαιμόνιε* in den liebevoll vorwurfsvollen Worten der Andromache (*Z* 407) einfach gestrichen hat. Umgekehrt hat Wilhelm Jordan die stehenden Epitheta dadurch zu beleben gesucht, dafs er sie an verschiedenen Stellen verschieden übersetzt, z. B. für *ποδώκεα Πηλείωνα,* das in der Ilias zehnmal vorkommt, sieben Ausdrücke hat: der schnelle Achilleus, der schnelle Pelide, der schnelle Sohn des Peleus, der schnelle Stürmer Achilleus, der Pelide der Meister im Laufe, endlich einmal, in der Art wie bei Grimm, blofs „der Pelide“. Beide Bearbeiter haben geschadet, wo sie helfen wollten, am schlimmsten diesmal Jordan, da er nicht blofs ein Element des epischen Stiles wegliefs, sondern ein falsches an seine Stelle setzte. Eher wird man zustimmen können, wenn Rothfuchs in einem Paragraphen (40) seiner „Bekenntnisse“[25]) empfiehlt, die schmückenden Beiwörter zwar da, wo sie bei derselben Person oder Sache wiederkehren, gleich, in neuen Verbindungen aber anders zu übersetzen; in *θαλεροὶ αἰζηοί, θαλερὸς γάμος, θαλερὸν δάκρυ*

schwebten sicher dem Dichter selbst verschiedene Begriffe vor. Aber auch hierin kann man leicht zu weit gehen; den „göttlichen“ Sauhirten würde ich nicht mit Rothfuchs in einen „edlen“ verwandeln, und *περίφρων* bei Männern vornehmen Frauen und Dienerinnen nicht unterscheiden. Die gleichmäfsig helle Freude, mit der der Dichter fast bei allen Vorstellungen, die in ihm aufsteigen, gerne verweilt, berührt unser blasiertes, nach Charakteristik verlangendes Geschlecht etwas fremdartig; aber diesen Hunger mögen dann unsere Turgenjew und Daudet stillen. Der Reiz homerischer Erzählung liegt eben darin, dafs sie uns für Augenblicke an jener heiteren Weltanschauung teilnehmen läfst, in der alle Dinge wie mit einem goldigen Schimmer übergossen erscheinen, einer Anschauung, deren Wesen das griechische Volk so fein erkannt und so anmutig bezeichnet hat durch den Glauben, dafs sie nur in den Erinnerungen eines blinden Greises habe leben können.

3. Mit dem allen ist natürlich nicht gesagt, und der Irrtum braucht wohl nicht erst mühsam widerlegt zu werden, dafs nicht sehr oft einem und demselben griechischen oder lateinischen Worte ganz verschiedene deutsche Ausdrücke in der Übersetzung entsprechen müssen. Immer da wird dies der Fall sein, wo weder um logischer noch um stilistischer Wirkungen willen die Gleichheit betont werden mufs, wir vielmehr zu erkennen meinen, dafs der Autor, obwohl er sich desselben Wortes bedient, es doch jedesmal wieder von einer andern Seite fafst und einen anderen Teil seines Begriffsinhaltes im Vordergrunde des Bewufstseins hat. Davon war ja schon in der Einleitung die Rede, dafs auch die scheinbar ähnlichsten Begriffe in verschiedenen Sprachen sich niemals völlig decken, ein Verhältnis das Schopenhauer[26]) mit dem Bilde von nicht ganz konzentrischen, einander schneidenden Kreisen anschaulich gemacht hat.

Ἔργον und „Werk“ stehen sich vom Ursprung her nahe genug; und doch, welche Fülle von Bedeutungen hat das griechische Wort bei dem einen Homer! Vorausblickend ist es

die „Aufgabe“ (z. B. χ 149), zurückschauend die „Leistung“ (ρ 313). Dafs *κακὰ ἔργα* bei den Freiern nicht „schlimme Werke“ sind, sondern „schlimmes Treiben“ (z. B. β 67), wird man den Schülern leicht beibringen; aber nun steht σ 362 in den Scheltworten des Eurymachos gegen den Bettler: *ἔργα κάκ' ἔμμαθες,* und durch die Verbindung mit *μανθάνειν* wird wieder eine andere Seite des Begriffes hervorgekehrt: „du hast ein schlechtes Handwerk gelernt“. *Proficisci* ist „aufbrechen“, wo Anfang und Fortgang der Bewegung unterschieden werden, wie bei Cäsar Gall. I 12, 2: *de tertia vigilia cum legionibus tribus e castris profectus ad eam partem pervenit* etc.; dafs sie so auch da, wo diese Unterscheidung nicht stattfindet, übersetzen (z. B. civ. I 24, 1: *Pompeius Luceria proficiscitur Canusium atque inde Brundisium*), mufs man den Jungen erst abgewöhnen. Nun haben sie „marschieren“ begriffen, verfehlen aber wieder den Sinn, indem sie den Statthalter, der in seine Provinz geht, „marschieren“ lassen, oder umgekehrt, sie machen den Marsch eines Feldherrn mit seinem Heere zur „Reise“. Diese Verkehrtheit überträgt sich dann auf das griechische *πορεύεσθαι.* Man kann es erleben, dafs den makedonischen Soldaten nachgesagt wird, sie seien am Sterbebett ihres Königs „vorbeimarschiert“, *τὸν δὲ ἄφωνον εἶναι παραπορευομένης τῆς στρατιᾶς* (Arrian. VII 26, 2). Für *civitas* bringt ein Sekundaner aus der Cäsarlektüre schon eine reichliche Auswahl deutscher Synonyma mit, und doch dürften sie an einer Stelle wie Sallust Catil. 5, 8 alle versagen: *corrupti civitatis mores* sind die verdorbenen Sitten „der Gesellschaft“. Wenn Cato im Senat eifert (Catil. 52, 22): *omnia virtutis praemia ambitio possidet,* so meint er das „Strebertum“; aber gleich darauf (26), wo er ironisch die Verschworenen entschuldigt *(deliquere homines adulescentuli per ambitionem),* will er den „Ehrgeiz“ als eine verzeihliche Schwäche hinstellen. Wenn der Redner einen Einwand des Gegners als erheblich anerkennt, so sagt er: *audio* „das läfst sich hören“; dasselbe Wort drückt dann wieder seine Ungeduld

aus, wenn eine unerwiesene Behauptung immer aufs neue vorgebracht wird: „ich höre ja" (Cicero Rosc. Am. 52. 58).

Invidia ist „Neid, Mifsgunst, Eifersucht", aber auch passivisch „Mifsliebigkeit, Mangel an Popularität", *falsus* „täuschend" und „getäuscht", *laetus* „erfreulich" und „froh", *infestus* „drohend" und „bedroht", *ἄπιστος* „ungläubig" und „unglaubwürdig", *ἀργός* „träge" und „unbearbeitet", *κεδνός* „achtsam" und „achtbar". Diese Doppelheit aktivischer und passivischer Beziehung läfst ja den Gebrauch vieler Wörter in beiden alten Sprachen ganz unverständlich bleiben, so lange man nicht auf sie achtet. Dafs für die Verbaladjectiva auf *-τος* in unsern Grammatiken allein oder doch als das Regelmäfsige der passive Sinn angegeben ist, wird später beim Lesen die Quelle vielfacher Irrtümer. Bei Homer sind *ἄντιτα ἔργα* (ρ 51) „Thaten der Vergeltung", Alkinoos weifs die Stimmung des Gastes zu würdigen: „du sprichst nicht in unfreundlicher Absicht", *οὐκ ἀχάριστα* (ϑ 236); *χαλκόπληκτος γένυς* (Soph. Elektr. 484) übersetzt Plüfs gewifs richtig „das Beil mit ehernem Schlag". Euripides hat die zwiefache Möglichkeit für ein Wortspiel verwertet, wenn er in der Taurischen Iphigenie (1092) den Chor sagen läfst, der Eisvogel erhebe *εὐξύνετον ξυνετοῖς βοάν*. Demselben Zwecke dient die Wiederholung von *φίλος* in einem Ausruf des Pylades (ebd. 650): *ἄζηλά τοι φίλοισι ϑνῃσκόντων φίλων* „Ein schlechtes Glück für den Liebenden, wenn der Geliebte stirbt". Im Lateinischen besteht das gleiche Verhältnis. Cicero spielt ganz ähnlich wie Euripides (ad fam. II 18, 1): *mea studia tibi, homini gratissimo, grata esse vehementer gaudeo.* Bei Tibull (II 6, 46) heifst *occulto sinu* „im bergenden Busen"; in Sallusts Jugurtha 74, 3 verdient die alte Lesart wiederhergestellt zu werden: *Numidis in omnibus proeliis magis pedes quam arma tuta sunt,* d. h. „bringen Sicherheit". Wenn Äneas sagt (I, 384): *ipse ignotus, egens Libyae deserta peragro,* so hat man das mit Recht erklärt: „ohne Kunde, fremd"; umgekehrt ist *ignara lingua* (Sall. Iug. 18, 6) die „unbekannte Sprache". Dafs überhaupt diese Erscheinung nicht auf die im

engeren Sinne so genannten Verbaladjectiva beschränkt ist, sondern sich auf alle Nomina erstreckt die einen verbalen Begriff enthalten, wird schon an einigen der angeführten Beispiele deutlich geworden sein. Noch mag an Wörter wie *carus, odorus* (Aen. IV, 132) erinnert werden, die durch aktive, an *caecus innoxius securus,* die durch passive Anwendung zunächst überraschen. So gut wie *ἄπρηκτος* hat *ἄπορος* beide Seiten, *ἀπευθής* wie *ἄπυστος*, *flebilis* wie *invisus*. In Hektors Verwünschung seines Bruders *Γ* 40 (*αἴθ' ὄφελες ἄγονός τ' ἔμεναι ἄγαμός τ' ἀπολέσθαι*) heifst *ἄγονος* „nie geboren"; Augustus aber, der (Sueton 65) durch diesen Vers seinen Unwillen über den Kummer ausdrückte, den ihm Tochter und Enkelkinder bereitet hatten, meinte etwas andres und ordnete demgemäfs die Worte: *αἴθ' ὄφελον ἄγαμός τ' ἔμεναι ἄγονός τ' ἀπολέσθαι*[27]). Das ganze Gebiet der Wörter, an denen verbale Bedeutung in nominaler Form erscheint, bedarf noch sehr der gründlichen Untersuchung und würde sie reichlich belohnen[28]).

Diejenige lateinische Vokabel, die von allen die gröfste Mannigfaltigkeit deutscher Ausdrücke erfordert, ist wohl *res*. Hier aber liegt der Grund nicht in dem reichen Inhalt des lateinischen Begriffes, sondern umgekehrt in seiner Leerheit; er ist wie ein Gefäfs, in das eine durch die umgebenden Sätze erzeugte Vorstellung aufgenommen wird. Die einfachere und straffer konzentrierte Denkart der alten Römer machte es möglich, solche Vorstellung stillschweigend aus dem Verständnis des Zusammenhanges entstehen zu lassen; unsere immer komplizierteren, zugleich aber loser in einander gefügten Gedankenreihen bedürfen, um richtig erfafst zu werden, öfter einer äufseren Nachhilfe. Wenn der Lateiner ein *haec res* oder *eius rei* oder *quam rem* las, so wufste er von selbst, ob es eine That oder ein Gedanke, Forderung oder Zugeständnis, Absicht oder Wirkung, Nachricht oder Annahme, Hoffnung oder Befürchtung, ein Plan oder ein Erfolg, ein Gegenstand oder ein Verhältnis war, was damit angedeutet und worauf Bezug genommen werden sollte; ein deutscher Autor ist genötigt seinem Leser immer dann und wann in

Erinnerung zu rufen, um was eigentlich es sich gerade handelt. Für den pädagogischen Wert des Übersetzens ist dieser Unterschied beider Sprachen wieder ein Vorteil; denn nun werden auch die Schüler veranlafst sich dieselbe Frage vorzulegen und, um sie beantworten zu können, das Ganze zu erfassen und vorwärts wie rückwärts zu blicken. Sie lernen es in diesem Falle leicht und zwingen dabei ihren Lehrer sie zum Bewufstsein der damit geübten Denkoperation zu erwecken; denn sonst wird er immer aufs Neue erleben, dafs sie auch aus deutschen Texten jedes beliebige Abstractum mit *res* übersetzen wollen, unbekümmert darum, ob ein Verbum oder ein Satz in der Nähe steht, der dem blofs schematischen Worte die gewünschte Bedeutung mitteilen kann. Die gleiche Behandlung substantivierter Pronomina wird uns später beschäftigen. Eine ähnliche Bewandtnis hat es in der homerischen Sprache mit dem Substantiv *μῦθος*, das die Rede samt ihrem Inhalt bezeichnet und deshalb je nach Umständen als „Bericht“ (*γ* 94) oder „Frage“ (*Σ* 361), „Aufforderung“ (*φ* 143), oder „Bescheid“ (*ε* 98), „Vorschlag“ (*M* 80) oder „Drohung“ (*A* 25) genommen werden mufs.

Übersetzungen wie die hier angedeuteten wird man nicht damit abweisen wollen, dafs sie dem Original zu wenig genau entsprächen. Es kommt ja doch nicht darauf an, die Wörter zu übertragen, sondern die Gedanken; und in diesen waren die Vorstellungen, deren Ausdruck wir im Deutschen hinzufügten, schon enthalten. Der Unterschied liegt nur darin, dafs es dem fremden Autor entweder nicht nötig erschienen war, wie bei *res*, oder noch nicht gelungen war, wie bei manchen homerischen Begriffen die wir differenzieren müssen, das, was ihm deutlich genug vor der Seele stand, auch in der Sprache zu bezeichnen. Ähnliche Verhältnisse sollen uns später noch beschäftigen. Zunächst wenden wir uns einer Gruppe von Wörtern zu, bei denen die Mannigfaltigkeit und Feinheit der Anwendung und darum die Schwierigkeit, sie im Deutschen wirksam zu erhalten, besonders grofs ist.

V.

Partikeln.

Im kleinsten Punkte die höchste Kraft.
Schiller.

Scheinbar einen ganz geringen Gehalt von eigner Bedeutung haben die Partikeln; in Wahrheit sind sie nichts weniger als leer. In ihnen drängt sich gerade eine ganze Fülle von Vorstellungen zusammen, die den Gedankengang des Redenden begleiten, in der Seele den Untergrund für die nacheinander ausgesprochenen Sätze bilden und nur von Zeit zu Zeit in einer lebhaften, bedeutenden Gebärde oder in ein paar dazwischen geworfenen Silben sich Geltung und Ausdruck verschaffen. In besonderer Art wichtig sind diejenigen kleinen Wörter, die dazu dienen Sätze zu verbinden. Eine gut gewählte Konjunktion leistet etwas Ähnliches wie im grofsen eine geschickte Wendung des Übergangs: in beiden tritt ein inneres Verhältnis vorangehender und nachfolgender Gedanken hervor, beide trennen zugleich und verbinden: es sind die Gelenke im Körper der Rede.

I. Selten werden wir bei der Etymologie Hilfe finden, um eine Partikel zu erklären; suchen dürfen wir sie für den Schüler nur dann, wenn die frühere Stufe der Entwickelung, auf die zurückgegriffen werden soll, auch ihrerseits bekannt und verständlich ist. Wie ein *quin* zu der Bedeutung „ja sogar, fürwahr“ kommen konnte, läfst auch der klassische Sprachgebrauch noch erkennen; etwa bei Vergil (Aen. VI, 33 f.): *quin protinus omnia perlegerent oculis, ni iam praemissus Achates adforet.* Da mag man getrost übersetzen: „Warum sollten sie nicht sofort

alles durchmustern? wenn (nur) nicht Achates schon da wäre!“ Das versichernde *τοί* und der Dativ des Pronomens der zweiten Person sind dem Leser der Odyssee gleich geläufig; er wird ohne Mühe begreifen, dafs beide im Grunde dasselbe Wort sind, und wird sich freuen auch im Deutschen das Ursprüngliche einzusetzen, was oft genug sich schickt. Z. B. wo Diomedes seinem Wagenlenker aufträgt, sich womöglich der Rosse des Äneas zu bemächtigen (*E* 265): *τῆς γάρ τοι γενεῆς, ἧς Τρωί περ εὐρύοπα Ζεὺς δῶκ(ε)* „denn sie sind dir von derselben Rasse, von der Zeus dem Tros (welche) gab“. Dafs bei Homer auf ein *μέν* manchmal kein *δέ* antwortet, fällt zunächst auf. Das Befremden wird schwächer bei der Erinnerung daran, dafs noch in Luthers Sprache unser „zwar“ dieselbe Freiheit geniefst („so wollen wir zwar wiederum auch herzlich vergeben“); und alles ordnet sich aufs beste, wenn man erkennt, dafs *μέν* von *μήν* dem Ursprung nach nicht verschieden, also dem deutschen *ze wâre* auch in der Bedeutung gleich ist.

Die besondere Versicherung, dafs etwas richtig sei, wird in der Regel von der Vorstellung dessen begleitet sein, was man als falsch ablehnen will; sie enthält also naturgemäfs ein Element des Gegensatzes. Dies bestätigen von der andern Seite her, mit Bezug auf einen voraufgehenden Gedanken, lateinisch *vero, verum,* die sich in einer unserm „aber“ ähnlichen Anwendung befestigt haben, aber nicht selten durch das genauere „in Wahrheit“ lebhafter und besser wiedergegeben werden. Übrigens ist dies nicht der einzige Weg, auf dem der Begriff des Gegensatzes entstehen kann; durch *ἀλλά* wird unmittelbar ausgedrückt, dafs man etwas „anderes“, von dem Vorigen abweichendes sagen will. Und oft ist es nur auf einem Umwege, eben durch lebendiges Erfassen dieses Gedankenverhältnisses möglich, bei der Fülle deutscher Vokabeln die im Lexikon für *ἀλλά* geboten werden („aber, doch, dagegen, vielmehr, sondern“) die treffende Übersetzung zu finden. Was machen wir z. B. mit einem Satz wie Memor. I 2, 60? Vorher ist der Vorwurf

bekämpft worden, daſs Sokrates es gebilligt habe, wenn die armen Leute geschlagen würden; vielmehr habe er gelehrt, daſs diejenigen, auch wenn sie sehr reich wären, in Schranken gehalten werden müſsten, die weder im Krieg noch im Frieden etwas Nützliches leisteten. Dann fährt Xenophon fort: *ἀλλὰ Σωκράτης γε τἀναντία τούτων φανερὸς ἦν καὶ δημοτικὸς καὶ φιλάνθρωπος ὤν.* Einen Gegensatz bezeichnet *ἀλλά* auch hier, aber nicht zu dem letztvorhergehenden Satze, sondern zu dem der durch diesen widerlegt wurde und dem Schriftsteller immer noch deutlich vor der Seele steht. Gegen ihn wendet er sich mit einem kräftigen: „Nein, im Gegenteil; Sokrates war offenbar ein Volksfreund und ein Menschenfreund".

II. Über den Kreis hinaus, der durch die gegebenen Beispiele der Art nach bezeichnet ist, darf die Schule nicht gehen; ja man mag zweifeln, ob die Wissenschaft selber an den etymologischen Experimenten, denen *si* und *an*, *γέ κέν εἰ* u. ä. so gern unterworfen werden, ein rechtes Interesse hat. Angenommen, es gelänge bei einem solchen Worte die Herkunft sicherzustellen, so wäre damit für ein Verständnis seiner Geschichte kaum etwas gewonnen. Denn die Kraft dieser kleinsten Redeteilchen hat sich nicht aus innerem Keim entwickelt, sie ist von auſsen herangewachsen. Die Bedeutungen, die man für die lautlichen Wurzeln der verschiedenen Partikeln angesetzt hat, sehen einander meist sehr ähnlich; aber ihre Funktion im Zusammenhang der Rede unterschied sich. Eine gewisse Art von Nebenvorstellung, Gedankenrichtung, versteckter Beziehung, die von einer bestimmten lautlichen Äuſserung begleitet zu werden pflegte, wurde durch Gewöhnung immer fester mit ihr verbunden: in der fertigen Sprache erscheint sie wie ein eigner Bedeutungsinhalt dieser Lautgruppe. Den Sprachgebrauch, und in erster Linie den ältesten, muſs man durchforschen, um den Sinn der Partikeln herauszufühlen. Auf diesem Wege aber läſst sich doch ein gutes Stück weiter kommen, als zur Zeit noch die meisten zu glauben scheinen.

1. Z. B. gleich das so viel berufene *ἄν*! Man hat es schon halb verstanden, wenn man auf seine Etymologie verzichtet. Denn nun braucht man nicht mehr aus einer angenommenen Grundbedeutung die Fülle der wirklichen Anwendungen künstlich und vielleicht gewaltsam abzuleiten. Ein einzelnes Wort, das im Deutschen dem *ἄν* oder *κέν* entspräche, wird nie gefunden werden; trotzdem spukt noch in Wörterbüchern und Kommentaren das unsinnige „wohl". Bei nüchterner Beobachtung des Gebrauches ergiebt sich ein ganz klares Verhältnis. Die Verbindung von *ἄν* mit dem Konjunktiv ist schon bei Homer erstarrt, die Partikel wird darin nicht mehr empfunden; die Bedeutung des Konjunktivs mit *ἄν* ist für uns von der des Futurums nicht zu unterscheiden. Für alle übrigen Modi aber (Indik. Prät., Optativ, Infinitiv, Particip) trifft Gottfried Hermanns Erklärung zu: *ἄν* drückt aus, dafs das Verbum bei dem es steht an eine Bedingung geknüpft ist[29]). Man mufs die Schüler anhalten diese Bedingung aufzusuchen, die oft nicht ausgesprochen ist, nur mehr oder weniger bewufst dem Redenden vorschwebt; dann mögen sie selber, unabhängig vom Wortlaut, diejenige deutsche Form des Gedankens finden, die ihrer nun gewonnenen Einsicht entspricht, und durch Wahl des Modus, durch ein Hilfsverb, ein zugefügtes Adverb oder einen kleinen Zwischensatz das umschreiben, was der Grieche mit seinem *ἄν* leise andeutete. Diese einfache Regel ist nicht blofs praktisch; sie könnte hier und da auch den Gelehrten nützlich werden, z. B. an einer von der Kritik angefochtenen Stelle aus Herodot. Die Ermunterung, welche die Griechen von Thermopylä aus an die Phoker und Opuntischen Lokrer richteten, schliefst mit den Worten (VII 203): *οὐ γὰρ θεὸν εἶναι τὸν ἐπιόντα ἐπὶ τὴν Ἑλλάδα ἀλλ' ἄνθρωπον· εἶναι δὲ θνητὸν οὐδένα οὐδὲ ἔσεσθαι, τῷ κακὸν ἐξ ἀρχῆς γιγνομένῳ οὐ συνεμείχθη, τοῖσι δὲ μεγίστοισι αὐτῶν μέγιστα· ὀφείλειν ὦν καὶ τὸν ἐπελαύνοντα, ὡς ἐόντα θνητόν, ἀπὸ τῆς δόξης πεσεῖν ἄν.* Hier hat K. W. Krüger, der doch wahrhaftig Griechisch verstand,

daran Anstofs genommen, dafs bei ὀφείλειν ein Infinitiv mit ἄν stehen solle. Obwohl er daher, nach Hermann[30]), richtig übersetzt „dafs er fallen könne", meint er doch ἄν streichen zu müssen; dasselbe hat neuerdings Holder gethan. Stein vermutet ἀν⟨ὰ χρόνον⟩. Aber der Text ist ganz in Ordnung: auch der Perser, der heranzieht, müsse „unter Umständen in seiner Erwartung getäuscht werden", d. h. er „müsse mit seiner Absicht scheitern können". Dafs er „scheitern müsse" (unbedingt), können die Leute doch nicht behaupten.

2. In der Behandlung des homerischen ἦ τοι spielt überall „traun" eine grofse Rolle, womit wir doch nie eine lebendige Übersetzung gewinnen, weil der deutsche Ausdruck selber uns fremdartig ist. „Doch, fürwahr" sind im Notfall immer zur Hand, geben aber dem Gedanken keine charakteristische Färbung. Diesmal ist es wirklich ein einziges Wort, das nahezu immer pafst, in den Wörterbüchern aber zwischen einem halben Dutzend andrer verschwindet. Ἦ τοι heifst „freilich". Damit wird stets auf einen Gegensatz hingedeutet, der entweder nachfolgt oder (z. B. Π 61) vorausgeht, ausgesprochen ist oder nur in Gedanken den Redenden beschäftigt. Beispiele findet man genug in meinen Anmerkungen zur Odyssee, wo auch gelegentlich gewarnt wird, das deutsche Adverb nicht ängstlich jedesmal festzuhalten; manchmal müssen wir uns begnügen, es beim Sprechen zu empfinden. Auch sonst kommt es oft vor, dafs eine Partikel zwar übersetzt werden könnte, aber nur durch ein Wort, das sich lautlich und begrifflich zu breit machen würde, so dafs wir es lieber ganz weglassen und nur für den Ton der Rede im Sinne behalten. Die meisten Beispiele bietet wohl γέ, bei Homer wie anderwärts (z. B. Xenoph. Memor. II 2, 9: τοῦτό γε οὐκ οἶμαι). Aber nicht anders ist es mit den lateinischen *et — et —, neque — et —,* die in dem „einerseits — andererseits" unsrer Gelehrten- und Amtsprache ein unerfreuliches Nachleben führen. Die Neigung, einen Gedanken disjunktiv anzusehen, lag eben der Sprache Justinians mehr im Blute als der unseren; hüten wir uns doch ihr Gewalt anzuthun!

3. Wenn irgend eines der homerischen Füllwörtchen für unübersetzbar gilt, so ist es *ἄρα*; verstehen aber läſst sich auch dies. Es drückt eine Übereinstimmung zwischen Gedanken und Thatsachen aus, entweder so, daſs ein eintretendes Ereignis, das Thun und Reden einer Person der Erwartung entspricht, die man hegte, oder umgekehrt, daſs das Denken sich der Wirklichkeit anpaſst, indem aus ihr ein Schluſs gezogen wird. Durch ein einzelnes Wort kann man dasselbe im Deutschen nicht leisten; so gebe ich den Schülern als Grundbedeutung ein paar kleine Sätzchen: „wie sich denken läſst, wie man annehmen muſs" o. ä., die nachher in der Regel nicht beibehalten werden sondern auf einen nun wieder kürzeren Ausdruck hinführen. Im Anfang von *η* ist erzählt, daſs Athene ihren Freund mit Nebel umhüllt (14 f.); wie er nachher durch die Stadt geht, heiſst es (39 ff.): *τὸν δ' ἄρα Φαίηκες ναυσικλυτοὶ οὐκ ἐνόησαν ἐρχόμενον κατὰ ἄστυ διὰ σφέας· οὐ γὰρ Ἀθήνη εἴα ἐυπλόκαμος, δεινὴ θεός, ἥ ῥά οἱ ἀχλὺν θεσπεσίην κατέχευε.* „Ihn bemerkten [wie sich denken läſst, also] *natürlich* die Phäaken nicht; denn Athene lieſs es nicht zu, die *ja* [wie ihr euch erinnert] Nebel über ihn ausgegossen hatte". *Ὀχθήσας δ' ἄρα εἶπε* (*ε* 355): unmutig, wie sich denken läſst, d. h. „in *begreiflichem* Unmut sprach er". Manchmal bleibt die ganze Umschreibung stehen, z. B. *ε* 397, wo in einem Gleichnis von der Genesung eines Familienvaters die Rede ist, der schwer krank gelegen hat: *ἀσπάσιον δ' ἄρα τόν γε θεοὶ κακότητος ἔλυσαν,* „*man kann sich denken,* wie ersehnt es kommt, daſs die Götter ihn vom Leiden befreien". Nun Beispiele der entgegengesetzten Art! Zu den Kyklopen kommt Odysseus, *οἵ ῥα θεοῖσι πεποιθότες ἀθανάτοισιν οὔτε φυτεύουσιν χερσὶν φυτὸν οὔτ' ἀρόουσιν* (*ι* 107 f.): „die, *doch wohl* [wie man annehmen muſs] im Vertrauen auf die Götter, weder pflanzen noch pflügen". Antinoos hat den Bettler mit einem Schemel geworfen. „Doch der blieb stehen fest wie ein Fels; [man konnte erkennen:] *offenbar* hatte ihn der Wurf nicht erschüttert", *οὐδ' ἄρα μιν σφῆλεν*

βέλος Ἀντινόοιο (ρ 464). Glaukos hat gesehen, wie Hektor den Leichnam des Patroklos preisgiebt; da ruft er: „du warst *also* [wie sich gezeigt hat] dem Kampfe lange nicht gewachsen", *μάχης ἄρα πολλὸν ἐδεύεν* (*P* 142). Auch hier kann es vorkommen, daſs wir etwas mehr Worte brauchen. Der Bettler erzählt in τ der Königin, daſs ihr Gemahl der Heimat schon nahe sei, ja daſs er längst heimgekehrt sein würde, wenn er es nicht vorgezogen hätte erst noch Schätze zu sammeln: *καί κεν πάλαι ἐνθάδ' Ὀδυσσεὺς ἤην· ἀλλ' ἄρα οἱ τό γε κέρδιον εἴσατο θυμῷ* (τ 282 f.), „aber so *muſste* es ihm *wohl* nützlicher erscheinen". — Eine lohnende Aufgabe wird es sein, die Geschichte des *ἄρα* in der späteren Gräcität zu verfolgen; Spuren der ursprünglichen Kraft begegnen da auf Schritt und Tritt. Nachdem Xenophon die Lehrweise seines Meisters geschildert hat, schlieſst er (Mem. I 2, 8): *πῶς οὖν ἂν ὁ τοιοῦτος ἀνὴρ διαφθείροι τοὺς νέους; εἰ μὴ ἄρα ἡ τῆς ἀρετῆς ἐπιμέλεια διαφθορά ἐστιν.* Was man für *εἰ μὴ ἄρα* gegeben hat, *nisi forte,* trifft doch nur ungefähr den Gedanken; er meint: „Wie sollte ein solcher Mann die Jugend verderben? falls nicht *dann* [der Schluſs gezogen wird, daſs] die Pflege der Tugend ein Verderben ist". Und ganz lebendig an einer Stelle der Anabasis, VII 4, 13. Da wird von Thrakern erzählt, die aus dem Gebirge hervorkommen um durch Xenophons Vermittlung mit Seuthes zu verhandeln, den Vorwand aber benutzen, um die Gelegenheit für einen nächtlichen Überfall auszuspähen: *οἱ δ' ἄρα ταῦτ' ἔλεγον κατασκοπῆς ἕνεκα,* d. i. „doch sie sagten das *eben* [wie man hernach sah] um zu kundschaften".

III. In vielen Fällen hat man natürlich längst nach der geschilderten Weise die Grundbedeutung festgestellt. Aber nun erheben sich dadurch Schwierigkeiten — reichlich schon bei Homer, aber erst recht oft im späteren Griechisch, — daſs Partikeln von entgegengesetzter Wirkung vertauscht erscheinen oder nebeneinander stehen, oder daſs eine einzelne an einem Platz auftritt, wo sie gar nicht hinpaſst.

1. Wie soll derselbe Satz zum vorhergehenden zugleich Gegensatz und Begründung enthalten? Trotzdem findet sich *ἀλλὰ — γάρ* gar nicht selten. Aber wenn z. B. Odysseus erzählt, wie seine Gefährten auf der einsamen Insel im Weltmeer laut jammerten und weinten, und abschliefsend hinzufügt (*κ* 202): *ἀλλ' οὐ γάρ τις πρῆξις ἐγίγνετο μυρομένοισιν,* so gehört nicht einmal allzu viel Phantasie dazu, um ihn zu hören und zu sehen, wie er hinter dem „Aber" innehält, mitleidig und resigniert die Achseln zuckt oder die Hände etwas nach vorn hebt und mit halb trauriger, halb spöttisch überlegener Miene andeutet, dafs das Jammern doch nicht ewig gedauert habe: „denn es half ihnen nichts zu klagen". Etwas von all diesen Elementen steckt in dem *ἀλλὰ — γάρ*; wir vergröbern die Empfindung, indem wir sie in Worte fassen, aber wir können sie leise nachfühlen, wenn wir uns an die Stelle des Redenden denken. Und diesmal gelingt es sogar, die griechische Verbindung genau nachzubilden: „Aber — es half ja nichts". Wie hier das kräftig einsetzende *ἀλλά,* so ist häufig die Anrede (z. B. *Ἀτρεΐδη Ψ* 156, *Φήμιε α* 337, *ὦ φίλοι κ* 174) von einem Gebärdenspiel begleitet, das dann im Folgenden begründet wird. Von andrer Art sind Fälle, in denen der Satz mit *γάρ* als Parenthese zu fassen ist, wie *ξ* 355 f.: *ἀλλ' — οὐ γάρ σφιν ἐφαίνετο κέρδιον εἶναι μαίεσθαι προτέρω — τοὶ μὲν πάλιν αὖτις ἔβαινον.* Hier steht dem Erzähler, indem er mit *ἀλλά* anhebt, das, was er zu berichten hat (*τοὶ μὲν πάλιν αὖτις ἔβαινον*), schon deutlich und fertig vor der Seele, und er unterbricht sich, um es zu begründen; wodurch es denn äufserlich den Anschein gewinnt, als ginge der mit *γάρ* begründende Satz dem Gedanken, der begründet werden soll, voraus. Beide Gebrauchsweisen von *γάρ* liebt unter den Schriftstellern besonders Herodot. In einer Rede athenischer Gesandten (IX 27) kommen sie dicht neben einander vor: *ἀλλ' οὐ γάρ τι προέχει τούτων ἐπιμεμνῆσθαι· καὶ γὰρ ἂν χρηστοὶ τότε ἐόντες ὡυτοὶ νῦν ἂν εἶεν φλαυρότεροι κτλ.* („Aber es nützt ja nichts u. s. w."), und: *ἀλλ' — οὐ*

γὰρ ἐν τῷ τοιῷδε τάξιος εἵνεκα στασιάζειν πρέπει — ἄρτιοί εἰμεν πείθεσθαι ὑμῖν („Aber — denn es ziemt sich nicht in solchem Augenblick über den Platz zu streiten — wir sind so gefügig euch zu gehorchen"). Gerade bei Herodots Stil begreift es sich leicht, dafs in all solchen Fällen die Stellung des γάρ-Satzes nicht willkürlich verkehrt ist, dafs er vielmehr seinen natürlichen Platz behauptet, nur eben auf einen Gedanken sich bezieht, der unausgesprochen den Redenden beschäftigt hat.

Dasselbe möchte ich nun aber auch in späterem Griechisch, wo es irgend angeht, gelten lassen. Wenn der Chor den zum Tode Bestimmten bedauert und dieser ihn unterbricht (Iph. Taur. 646): οἶκτος γὰρ οὐ ταῦτ᾽· ἀλλὰ χαίρετ᾽ ὦ ξέναι, so darf man nicht sagen, „der begründende Satz stehe vor dem begründeten"; das innere Verhältnis der beiden ausgesprochenen Gedanken ist ja durch ἀλλά klar bezeichnet, als Gegensatz. Vielmehr bezieht sich γάρ auf eine vorhergegangene Handbewegung, womit Orestes den Klagen Einhalt gebietet: „Zu jammern giebt es hier ja nicht; nein, freut euch, ihr Frauen". Eine bejahende Gebärde wird durch γάρ erläutert, wo Antigone auf Kreons Frage, ob sie wirklich gewagt habe sein Gebot zu übertreten, antwortet (450): οὐ γάρ τί μοι Ζεὺς ἦν ὁ κηρύξας τάδε „War es doch nicht Zeus, der mir dies verkündigt hatte". Ja ganz ohne Bindeglied fügt sich im raschen Wechselgespräch dem, was der eine gesagt hat, von der andern Seite die Begründung an. Iphigenie teilt dem Bruder mit (1031), dafs sie ein Mittel zur Rettung gefunden habe: ταῖς σαῖσι μανίαις χρήσομαι σοφίσμασιν. Δειναὶ γὰρ αἱ γυναῖκες εὑρίσκειν τέχνας, antwortet er. Hier ist nichts von einer Ellipse („Ich wundere mich nicht, dafs du das kannst"); sondern Orestes begleitet verständnisvoll den Gedankengang der Schwester und ergänzt ihn unmittelbar, als wäre es eine zusammenhängende Rede.

2. In ähnlichem Verhältnis wie γάρ und ἀλλά stehen πέρ und γέ. Darüber hat, mit Bezug auf eine bestimmte homerische

Verbindung, August Nauck eine lehrreiche Beobachtung mitgeteilt[31]): *πάρος γε* heißt „früher wenigstens, früher doch", *πάρος περ* „auch früher, schon früher"; durch *πάρος γε* wird das Frühere vom Späteren gesondert, durch *πάρος περ* seine Übereinstimmung mit dem, was nachher geschehen ist, hervorgehoben. So heißt es von Tydeus (*E* 806 f.): *αὐτὰρ ὁ θυμὸν ἔχων ὃν καρτερόν, ὡς τὸ πάρος περ, κούρους Καδμείων προκαλίζετο,* während Hephästos *Σ* 386 seinen Besuch mit den Worten empfängt: *πάρος γε μὲν οὔ τι θαμίζεις* „sonst ⟨jedenfalls⟩ kommst du gar nicht oft". Wo die Handschriften zwischen *πέρ* und *γέ* schwanken, wird man, mit Nauck, hiernach die Entscheidung treffen, zumal da der sonstige Gebrauch der beiden Partikeln dazu stimmt. Für *γέ* bedarf das keines Nachweises; aber auch für *πέρ* ordnen und begreifen sich die mancherlei Anwendungen am ehesten, wenn man von „auch" als Grundbedeutung ausgeht. Ein Vers wie *Γ* 3 (*ἠύτε περ κλαγγὴ γεράνων πέλει οὐρανόθι πρό*) zeigt deutlich die Fügung des Gedankens, für die dann *ὥς περ* der stereotype Ausdruck geworden ist. In abhängigen Sätzen (*εἴ περ A* 81. *E* 224 u. ö., *ἥν περ T* 32) und bei Participien (*ἱέμενός περ α* 6, *ἀνάσχεο κηδομένη περ A* 586, *πύκα περ φρονεόντων I* 554) steht *πέρ* ganz im Sinne von *καί,* nicht gar selten schon mit diesem kumuliert (*καὶ ἀχνύμενοί περ O* 651, *καὶ μάλα περ θυμῷ κεχολωμένον A* 217, *καὶ ἀθάνατός περ ἐπελθών ε* 73), woraus dann das im Attischen herrschende *καίπερ* erwachsen ist.

Aber nun finden sich Stellen, wo *πέρ* die Funktion von *γέ* zu übernehmen scheint. Wenn Amphinomos zu dem Bettler sagt (*σ* 122 f.): *γένοιτό τοι ἔς περ ὀπίσσω ὄλβος· ἀτὰρ μὲν νῦν γε κακοῖς ἔχεαι πολέεσσιν,* so kann er doch nur meinen: „wenigstens in Zukunft". Ähnlich Achill (*A* 352 f.): *μῆτερ, ἐπεί μ' ἔτεκές γε μινυνθάδιόν περ ἐόντα, τιμήν πέρ μοι ὄφελλεν Ὀλύμπιος ἐγγυαλίξαι* — „da du mich doch einmal geboren hast, wenn auch zu kurzem Dasein, so hätte mir wenigstens Ehre Zeus verleihen sollen". So bittet Odysseus den

Zürnenden: wenn dir Agamemnon verhaſst ist, *σὺ δ' ἄλλους περ Παναχαιοὺς τειρομένους ἐλέαιρε* (*I* 301 f.). Gerade in Wunschsätzen ist dieser Gebrauch ganz geläufig. — Um ihn psychologisch zu verstehen, müssen wir wieder auf *καί* zurückgreifen. Von Odysseus wird gesagt (*α* 58): *ἱέμενος καὶ καπνὸν ἀποθρῴσκοντα νοῆσαι ἧς γαίης*, und wir ergänzen unwillkürlich: „auch (nur) den Rauch". Ebenso etwa bei Herodot (VIII 144): *ἐπίστασθε, ἔστ' ἂν καὶ εἷς περιῇ Ἀθηναίων, μηδαμὰ ὁμολογήσοντας ἡμέας Ξέρξῃ*. Das Glied mit *καί* ist von einem andern Standpunkt aus gedacht als der umgebende Satz, in den Hauptgedanken mischt sich eine begleitende Empfindung ein: „auch einer würde genügen, schon den Rauch zu sehen würde ihm eine Freude sein". Und diese Betrachtungsweise läſst sich auf die vorher besprochenen Fälle mit *πέρ* anwenden: „*Auch* wenn es *künftig* dem Bettler gut ginge, *auch* wenn Zeus *Ehre* verliehen hätte, *auch* wenn Achill mit den *übrigen* Achäern Mitleid empfände — würde dem Sprechenden ein Wunsch erfüllt sein".

3. Jacob Wackernagel hat die schöne Entdeckung gemacht [32]), daſs die Enklitika und andere Wörter von leichtem Gewicht (*ἄν, ἄρα, δέ, μέν, οὖν, τοίνυν*) der zweiten Stelle im Satze zustreben und sie gern auch dann einnehmen, wenn dadurch eine logische Beziehung verdunkelt wird. Das muſs man besonders bei Homer im Sinn behalten, um sich vor Miſsverständnissen zu schützen. Wo die Sache so einfach liegt wie *ξ* 240 f. (*ἔνθα μὲν ἐννάετες πολεμίζομεν υἷες Ἀχαιῶν· τῷ δεκάτῳ δὲ κτλ*), da ist freilich keine Gefahr; daſs nicht *ἔνθα* sondern *ἐννάετες* dem *δεκάτῳ* gegenübersteht, sieht jeder. Die Drohung des Odysseus, der sich soeben zu erkennen gegeben hat: *ἀλλά τιν' οὐ φεύξεσθαι ὀίομαι* (*χ* 67), macht doch einen ganz andern Eindruck, wenn wir „nicht einer" verstehen anstatt „mancher nicht". *Πέρ* und *γέ* hat Wackernagel ausgenommen; sie seien an das Wort gebannt, auf dessen Begriff das Hauptgewicht falle.

Im allgemeinen ist das richtig; aber ganz entziehen doch auch sie sich nicht der herrschenden Neigung. In dem vorher angeführten Verse *Γ* 3 gehört *πέρ* weder zum vorhergehenden *ἠύτε* noch zum nachfolgenden *κλαγγή*, sondern zu *γεράνων*. Mit sachgemäfser und klarer Wortstellung sagt Penelope *τ* 312: *ἀλλά μοι ὧδ' ἀνὰ θυμὸν ὀίεται, ὡς ἔσεταί περ* „mir ahnt es so im Herzen, wie es auch [wirklich] kommen wird". Aber wo sie früher die Gesinnung des Fremden lobt (*ρ* 586): *οὐκ ἄφρων ὁ ξεῖνος ὀίεται, ὥς περ ἂν εἴη*, da gehört *πέρ* dem Sinne nach ebenso gut zu *εἴη* wie in *τ* zu *ἔσεται*: „er denkt nicht unverständig, [vielmehr] so, wie es auch [wirklich] sein dürfte". — Die Stellung von *γέ* macht besonders da Schwierigkeit, wo sich das „wenigstens, jedenfalls" auf einen ganzen Gedanken bezieht. Manchmal ist es dem Dichter gelungen diesen an ein einzelnes Wort anzuhängen, das dann vorausgeschickt wird und für *γέ* die natürliche Stütze bietet; z. B.. *Ξ* 91 f., wo Odysseus den Vorschlag des Atriden heftig tadelt: *μῦθον ὃν οὔ κεν ἀνήρ γε διὰ στόμα πάμπαν ἄγοιτο, ὅς τις ἐπίσταιτο ᾗσι φρεσὶν ἄρτια βάζειν*. Die Meinung ist: „wenigstens wenn er ... verstünde"; formell ist *γέ* mit dem logisch unbetonten *ἀνήρ* verbunden. Aber so bequem geht das nicht immer. Kalypso will es noch nicht glauben, dafs Odysseus sie verlassen soll: *εἴ γε μὲν εἰδείης σῇσι φρεσίν*, sagt sie, *ὅσσα τοι αἶσα κήδε' ἀναπλῆσαι κτλ*, d. h. „[dann] jedenfalls, wenn du wüfstest ..., würdest du hier bleiben" (*ε* 206). Hier ist *γέ* an die Partikel der Bedingung angeschlossen[33]), und wir übersetzen: „Freilich, wenn du wüfstest". Ein andermal wird ein Wort innerhalb des hypothetischen Satzes scheinbar durch *γέ* hervorgehoben. Eumäos fragt den König, was er mit dem Bösewicht Melanthios machen soll, ihn töten oder herbringen: *ἤ μιν ἀποκτείνω, αἴ κε κρείσσων γε γένωμαι, ἦε σοὶ ἐνθάδ' ἄγω* (*χ* 167 f.). Auch hier gehören *αἰ ... γε* zusammen, wie lateinisch *si quidem*. Ganz irreführend ist die Wortstellung *θ* 138 f.: *οὐ γὰρ ἐγώ γέ*

τι φημὶ κακώτερον ἄλλο θαλάσσης ἄνδρα γε συγχεῦαι. Einen Gegensatz, an den γέ erinnern könnte (θεόν, γυναῖκα), sucht man vergebens; richtiger würde es zu συγχεῦαι bezogen sein, am besten aber zu dem ganzen Gedanken: „jedenfalls [darin], einen zusammenzuschütteln“.

Zuweilen wird es mit aller Schmiegsamkeit des Nachempfindens nicht gelingen, Wörtchen wie ἄρα, γέ, νύ bei Homer auch nur zu verstehen. Das kann unter Umständen darin seinen Grund haben, dafs sie den Dichtern der jüngeren Partien selbst nicht mehr geläufig waren. Diese lernten und übten die epische Sprache als eine halbfremde Mundart und mochten schliefslich dahin kommen, einsilbige Partikeln fast so sorglos als Füllstückchen für den Vers zu gebrauchen, wie es die Textverbesserer und Textverderber in alter und neuer Zeit zu thun liebten. Die im Grunde sinnlose Verbindung ἄν κεν bietet davon ein lehrreiches Beispiel[33a]). Meistens aber mufs es doch möglich sein eine Partikel, deren Sinn man einmal erfafst hat, auch da zu empfinden, wo man sie unübersetzt lassen mufs um ihr nicht durch einen volleren deutschen Ausdruck zu viel Gewicht zu geben. Dann kann, wie wir gesehen haben, oft die Betonung helfen. Und dies erinnert von neuem an die Pflicht, dafs wir die Worte, die wir lesen, uns gesprochen denken sollen. Mehr als irgendwo gilt dies fürs Epos, dessen Verfasser nur für das Ohr gedichtet haben, an ein Aufschreiben und eine Wirkung auf Leser gar nicht denken konnten[34]). Nicht viel anders ist es bei Herodot, den nur der versteht, der ihn hört; darin, dafs sie diesen Charakter treulich gewahrt hat, beruht zum guten Teile der Wert von Lange's Übersetzung. Aber selbst die Späteren, Griechen wie Römer, wenn sie auch im rechten Sinne als Schriftsteller thätig waren, standen doch dem ursprünglichen Gebrauch der Sprache, dafs sie eben gesprochen

wurde, unendlich viel näher als unser papiernes Zeitalter, in dem es vorkommen kann, dafs ein Redner in kunstvoll ausgearbeitetem Vortrag auf das verweist, was er „weiter unten“ sagen wird, oder am Schlufs das Resultat der „vorstehenden Betrachtungen“ zusammenfafst. Dieser fundamentale Unterschied der alten und der modernen Sprachen wird weiterhin noch öfter sich fruchtbar erweisen; das folgende Kapitel soll zunächst an einen früheren Punkt anknüpfen.

VI.

Übersetzen oder erklären?

Eine Übersetzung kann und soll kein Kommentar sein.
W. v. Humboldt, 1816.

Die beste Erklärung ist und bleibt eine gute deutsche Übersetzung.
Preufs. Lehrpl., 1891.

1. Zu den stereotypen Wendungen, mit denen in der Lektüre-Stunde operiert wird, gehört auch die: „hier müssen wir etwas ergänzen", sei es nun ein Wort oder einen ganzen Satz. Dagegen ist auch nichts zu sagen, wenn nur immer gefragt wird: „Warum müssen wir denn?" Sonst spielt die Ergänzung leicht eine ähnliche Rolle wie manchmal die Hilfslinie beim Konstruieren einer planimetrischen Aufgabe. Auch diese ist berechtigt, wo sie durch eigne Überlegung gefunden wird; sie darf nicht als *deus ex machina* auftreten.

(a.) Die Besprechung von *res* hat gezeigt, wie in der volleren deutschen Übersetzung doch nur ausgesprochen wird, was der Verfasser des lateinischen Textes stillschweigend hinzugedacht oder durch den Zusammenhang seiner Gedanken angedeutet hatte. Auch der gleichartigen Erscheinung bei den substantivierten Neutris der Pronomina geschah schon Erwähnung. *Ea malo dicere, quae maiores nostri contra lubidinem animi recte atque ordine fecere,* schreibt Sallust Catil. 51, 4, und wir übersetzen: „von den Fällen will ich lieber reden, in denen unsere Vorfahren gegen ihres Herzens Begier nach Recht und Ordnung gehandelt haben". Zu Tacitus Ann. IV 40 (*ceteris mortalibus in eo stare consilia, quid sibi conducere putent*)

bemerkt Nipperdey, *in eo stare* heifse „blieben dabei stehen, beschränkten sich darauf“. Aber durch „dabei“ oder „darauf“ wird die Beziehung des abhängigen Satzes nicht deutlich, zumal unser „was“ den Unterschied von *quid* und *quod* verwischt; wir müssen sagen: „die Gedanken der übrigen Sterblichen blieben bei der Frage stehen, was ihnen wohl nützlich sei“. Beispiele dieser Art findet man in jeder Stilistik gesammelt. Wohl noch häufiger sind sie im Griechischen, wo zu den übrigen Pronominalformen noch die kürzeste, der Artikel, hinzukommt. Und dafs diese Verschiedenheit von unserm Sprachgebrauch wirklich in der strengeren logischen Geschlossenheit der alten Sprachen begründet ist, erkennt man am besten an den Stellen, wo auch das schwächste Bindeglied zwischen einem Satze und der über ihn gefällten Aussage, das zusammenfassende Pronomen, weggelassen ist und beide unmittelbar auf einander bezogen werden. So bei Lysias 25 (*δήμ. καταλ. ἀπολ.*), 5: *μέγα μὲν οὖν τεκμήριον ἡγοῦμαι εἶναι, ὅτι, εἴπερ ἐδύναντο κτλ.*, „ein starker Beweis liegt für mich in der Erwägung, dafs“. Auf der andern Seite gilt von den substantivierten Adjektiven dasselbe wie von den Fürwörtern. *Varium et mutabile semper femina,* so verleumdet Merkur bei Vergil (Aen. IV 569 f.); und sicher empfand ein Römer das Neutrum ebenso geringschätzig wie wir „ein wechselndes und veränderliches Ding“. Viel öfter müssen wir beim Plural ein Substantiv hinzufügen, um ihn überhaupt zu bezeichnen. *Τῶν ἐνδοξοτάτων ποιητῶν τὰ πονηρότατα* (Memor. I 2, 56) sind „die schlimmsten Stellen“, *inania* bei Tacitus Hist. III 19 als Apposition zu *pacem preces clementiam gloriam* „nichtige Vorteile“. Ebenso nun auch im Masculinum und Femininum. Dafs wir *utrique* „beide Teile“ übersetzen, ist ein Notbehelf; der lateinische Ausdruck ist kürzer und nicht weniger deutlich, also besser. Entsprechend sagen wir für *ἕκασται ι* 229 „jeder Jahrgang“, für *ἕκαστοι ω* 419 „jede Familie“, bei Herodot VI 95 „jede Gemeinde“. Auch die Umschreibung mancher abstrakten Substantiva gehört hier: *satietates*

bei Cicero (Lael. 19, 67) sind „Augenblicke der Sättigung", gleich darauf (69) *excellentiae* „hervorragende Persönlichkeiten".

In ähnlicher Weise wie der Mangel an Flexionsfähigkeit macht sich die geringere Kraft der Wortbildung im Deutschen fühlbar, wenn es z. B. darauf ankommt, Adjektiv und Adverb zu unterscheiden. *Immanis in antro bacchatur vates,* sagt Vergil VI 77 und stellt dadurch, daſs er die Eigenschaft der *immanitas* dem Subjekt beilegt, nicht dem was geschieht, die ganze Erscheinung anschaulicher vor uns hin. Wir fühlen es und können es nachahmen, brauchen aber ein Wort mehr: „die Seherin rast in der Höhle, ein furchtbares Bild". Oder ebenda 268: *ibant obscuri sola sub nocte per umbram;* der Begriff „dunkel" darf mit *sub nocte* und *per umbram* nicht gleichgestellt werden, „dunkle Gestalten" wollen wir sehen. So meint es auch Xenophon, wenn er (Memor. II 1, 31) die Lebemänner beschreibt: *ἀπόνως μὲν λιπαροὶ διὰ νεότητος φερόμενοι* (sic), *ἐπιπόνως δὲ αὐχμηροὶ διὰ γήρως περῶντες,* die „mühelos als glänzende Erscheinungen durch die Jugend hinschweben, aber mühselig als dürre Gestalten durchs Alter sich arbeiten", während ein braver Mann auf ein *γῆρας λιπαρόν* (*τ* 368) hoffen darf. Einen besonderen Vorteil gewährten den alten Dichtern die Patronymika und Ethnika mit ihrem Reichtum an Formen und der Dehnbarkeit ihrer Bedeutung, wo wir uns dann durch diesen oder jenen Zusatz helfen. An den „Telamonier" Aias sind wir gewöhnt; aber *Laomedontius heros* ist der „Held aus Laomedons Geschlecht", *Delius et Patareus Apollo* (Horaz) „der Gott von Delos und Patara, Apollo", *uxorius* ein „Weiberknecht".

Auch in der Verbindung der Worte besaſsen die Alten gröſsere Freiheit und vermochten dadurch Wirkungen zu erzielen, die wir unmittelbar nicht wiedergeben können. Wenn Homer den Odysseus an den Tag sich erinnern läſst, als ihm *πλεῖστοι χαλκήρεα δοῦρα Τρῶες ἐπέρριψαν περὶ Πηλεΐωνι θανόντι* (*ε* 309 f.), so ist er sicher, daſs jeder das *περί* richtig versteht: „im Kampf um den Peliden". Auch die lateinischen Präpositionen haben noch

etwas von dieser anschaulichen Fülle, die den deutschen verloren gegangen ist und durch irgend eine Umschreibung ersetzt werden mufs. *Somno positae sub nocte silenti* (Aen. IV 527) läfst sich deutsch so kurz nicht sagen; Vergil meint: „im Schlaf gelagert unter dem Mantel der schweigenden Nacht“. Und gleich darauf (560): *potes hoc sub casu ducere somnos?* „kannst du ruhig schlafen, während dieses Schicksal über dir schwebt?“ Die Beweglichkeit der Negation weifs sich der Lateiner geschickt zu nutze zu machen, um Sätze zu verbinden. Vergil hat den Eifer geschildert, mit dem die Trojaner geschäftig sind zum Scheiterhaufen für Misenus Holz zu fällen, und fährt fort (VI 183 f.): *nec non Aeneas opera inter talia primus hortatur socios paribusque accingitur armis.* „Und auch Äneas ermahnt“, so dürfen wir nicht anfangen; denn die andern ermahnen ja nicht. Ein Begriff, dem das „auch“ gilt, schwebt dem Dichter während der ersten Hälfte des Satzes vor, und wie dann *hortatur* eintritt, ist „auch“ so weit vergessen, dafs es nicht mehr stört. Wir müssen, wenn wir diese Vorstellungsreihe festhalten wollen, jenen halbbewufsten Begriff ganz hervorziehen und etwa sagen: „Und auch Äneas läfst es nicht an sich fehlen; als erster inmitten solcher Arbeiten ermuntert er die Genossen“. Genau so angewendet erscheint in demselben Buch *nec minus* 212 und wieder *nec non* 645. Doch Fälle dieser Art sparen wir lieber dem besonderen Kapitel auf, das der Wortstellung gewidmet werden soll.

Unsere kleine Auswahl von Beispielen, die durch einige früher (S. 36 f.) besprochene vermehrt werden mag, wird hinreichen um deutlich zu machen, wie die klassischen Sprachen an ursprünglicher Kraft und Gedrungenheit unsrer modernen überlegen sind, so dafs unvermeidlich die Übersetzung etwas ausführlicher wird als das Original. Dasselbe äufsere Verhältnis kann aber auch aus einer entgegengesetzten Ursache hervorgehen. Latein und Griechisch in den Werken, die wir lesen, sind doch schon Erzeugnisse und Träger einer hohen Kultur, selbst die

Sprache Homers blickt auf eine lange Tradition zurück. Im Laufe der Zeit mufste es öfter vorgekommen sein, dafs einzelne Ausdrücke in bestimmten Beziehungen immer wieder gebraucht wurden und von da aus durch Association und Gewöhnung ein Begriffselement in sich aufnahmen, das ihnen an sich fremd war. So ist *facinus* die „(Un)that“ geworden, *potestas* die „(Amts)gewalt“, *caput* die „(bürgerliche) Existenz“. Wie oft wird *χώρα* weggelassen, oder *χείρ*! Für *δεξιά* haben auch wir kurz „die Rechte“, aber *ἀμφοτέρῃσιν* mufs heifsen „mit beiden Händen“. Wenn Cicero (imp. Pomp. 1, 1) sagte: *hic locus ad agendum amplissimus, ad dicendum ornatissimus,* so verstand ein Römer ohne weiteres den Unterschied, weil er wufste, wem das *agere cum populo* zukam; wir suchen auszuhelfen: „zum Reden für den Beamten der ansehnlichste, für den Privatmann der ehrenvollste“. Bei all dén Worten wird in der Übertragung ein Zusatz erforderlich sein, mit denen irgend ein zugehöriger Begriff konventionell so fest verknüpft ist, dafs er, unausgesprochen, doch mit empfunden wird.

(b.) In diesem Punkte stehen nun aber die jetzt lebenden Sprachen den alten mindestens gleich; so dürfen wir uns nicht wundern, wenn uns umgekehrt Fälle begegnen, wo der deutsche Ausdruck kürzer ist als der fremde, den er wiedergeben soll. Zumal auf abstraktem Gebiete macht sich da eine gröfsere Reife des modernen Denkens geltend. Eine Untersuchung *de rebus bonis et malis* (Tuscul. V 4, 10) heifst uns einfach „über Gut und Böse“. *Quae tamen omnia dulciora fiunt et moribus bonis et artibus,* schreibt Cicero Cat. Mai. 18, 65; wir können das „gut“ entbehren und sagen: „durch Charakter und Bildung“. Tacitus' Beschreibung der stoischen Lebensanschauung (Hist. IV 5): *potentiam nobilitatem ceteraque extra animum neque bonis neque malis adnumerant,* möchte man gern in ähnlicher Knappheit behalten; dazu hilft eine Übersetzung wie die von Heraeus nicht: „was sonst noch dem inneren Geistesleben nicht angehört“. Aber wir brauchen hier den

etwas von dieser anschaulichen Fülle, die den deutschen verloren gegangen ist und durch irgend eine Umschreibung ersetzt werden mufs. *Somno positae sub nocte silenti* (Aen. IV 527) läfst sich deutsch so kurz nicht sagen; Vergil meint: „im Schlaf gelagert unter dem Mantel der schweigenden Nacht". Und gleich darauf (560): *potes hoc sub casu ducere somnos?* „kannst du ruhig schlafen, während dieses Schicksal über dir schwebt?" Die Beweglichkeit der Negation weifs sich der Lateiner geschickt zu nutze zu machen, um Sätze zu verbinden. Vergil hat den Eifer geschildert, mit dem die Trojaner geschäftig sind zum Scheiterhaufen für Misenus Holz zu fällen, und fährt fort (VI 183 f.): *nec non Aeneas opera inter talia primus hortatur socios paribusque accingitur armis.* „Und auch Äneas ermahnt", so dürfen wir nicht anfangen; denn die andern ermahnen ja nicht. Ein Begriff, dem das „auch" gilt, schwebt dem Dichter während der ersten Hälfte des Satzes vor, und wie dann *hortatur* eintritt, ist „auch" so weit vergessen, dafs es nicht mehr stört. Wir müssen, wenn wir diese Vorstellungsreihe festhalten wollen, jenen halbbewufsten Begriff ganz hervorziehen und etwa sagen: „Und auch Äneas läfst es nicht an sich fehlen; als erster inmitten solcher Arbeiten ermuntert er die Genossen". Genau so angewendet erscheint in demselben Buch *nec minus* 212 und wieder *nec non* 645. Doch Fälle dieser Art sparen wir lieber dem besonderen Kapitel auf, das der Wortstellung gewidmet werden soll.

Unsere kleine Auswahl von Beispielen, die durch einige früher (S. 36 f.) besprochene vermehrt werden mag, wird hinreichen um deutlich zu machen, wie die klassischen Sprachen an ursprünglicher Kraft und Gedrungenheit unsrer modernen überlegen sind, so dafs unvermeidlich die Übersetzung etwas ausführlicher wird als das Original. Dasselbe äufsere Verhältnis kann aber auch aus einer entgegengesetzten Ursache hervorgehen. Latein und Griechisch in den Werken, die wir lesen, sind doch schon Erzeugnisse und Träger einer hohen Kultur, selbst die

Sprache Homers blickt auf eine lange Tradition zurück. Im Laufe der Zeit mufste es öfter vorgekommen sein, dafs einzelne Ausdrücke in bestimmten Beziehungen immer wieder gebraucht wurden und von da aus durch Association und Gewöhnung ein Begriffselement in sich aufnahmen, das ihnen an sich fremd war. So ist *facinus* die „(Un)that" geworden, *potestas* die „(Amts)gewalt", *caput* die „(bürgerliche) Existenz". Wie oft wird χώρα weggelassen, oder χείρ! Für δεξιά haben auch wir kurz „die Rechte", aber ἀμφοτέρῃσιν mufs heifsen „mit beiden Händen". Wenn Cicero (imp. Pomp. 1, 1) sagte: *hic locus ad agendum amplissimus, ad dicendum ornatissimus,* so verstand ein Römer ohne weiteres den Unterschied, weil er wufste, wem das *agere cum populo* zukam; wir suchen auszuhelfen: „zum Reden für den Beamten der ansehnlichste, für den Privatmann der ehrenvollste". Bei all dén Worten wird in der Übertragung ein Zusatz erforderlich sein, mit denen irgend ein zugehöriger Begriff konventionell so fest verknüpft ist, dafs er, unausgesprochen, doch mit empfunden wird.

(b.) In diesem Punkte stehen nun aber die jetzt lebenden Sprachen den alten mindestens gleich; so dürfen wir uns nicht wundern, wenn uns umgekehrt Fälle begegnen, wo der deutsche Ausdruck kürzer ist als der fremde, den er wiedergeben soll. Zumal auf abstraktem Gebiete macht sich da eine gröfsere Reife des modernen Denkens geltend. Eine Untersuchung *de rebus bonis et malis* (Tuscul. V 4, 10) heifst uns einfach „über Gut und Böse". *Quae tamen omnia dulciora fiunt et moribus bonis et artibus,* schreibt Cicero Cat. Mai. 18, 65; wir können das „gut" entbehren und sagen: „durch Charakter und Bildung". Tacitus' Beschreibung der stoischen Lebensanschauung (Hist. IV 5): *potentiam nobilitatem ceteraque extra animum neque bonis neque malis adnumerant,* möchte man gern in ähnlicher Knappheit behalten; dazu hilft eine Übersetzung wie die von Heraeus nicht: „was sonst noch dem inneren Geistesleben nicht angehört". Aber wir brauchen hier den

„Geist“ gar nicht; „Macht, Adel und die anderen Äufserlichkeiten“ versteht jeder, und gerade so, wie die Stoiker es gemeint haben. Einen Vorteil gewährt es auch, dafs im Deutschen Verbalsubstantiva wie „Hoffnung, Behauptung, Annahme“ die Kraft bewahrt haben einen dafs-Satz zu regieren. Tacitus' Worte (Germ. 4): *ipse eorum opinionibus accedo, qui Germaniae populos .... exstitisse arbitrantur,* übersetzt Döderlein gewifs richtig: „ich selbst trete der Ansicht bei, dafs Germaniens Bevölkerung etc.“ — Jeder kennt die Neigung des Lateinischen, *animus* oder *corpus* auch da zu benennen, wo wir die Seite des Ich, die gerade in Anspruch genommen wird, unbezeichnet lassen. Manche Stilisten übertreiben wohl diesen Unterschied, so Schmalz zu Sallust Catil. 3, 4 (*quae tametsi animus aspernabatur insolens malarum artium, tamen inter tanta vitia imbecilla aetas ambitione corrupta tenebatur*), wenn er ausdrücklich vorschreibt, *animus* sei hier mit „ich“ zu übersetzen; wir können sehr gut sagen „das Herz verschmähte solches Treiben“, und werden diese wörtliche Nachbildung um so mehr vorziehen, weil ja auch im zweiten Gliede die Person nicht unmittelbar Subjekt ist sondern durch *aetas* rhetorisch umschrieben wird. Aber oft ist das, was Schmalz diesmal ohne Not annimmt, wirklich geboten; sehr klar z. B. in demselben Werke 36, 5: *tanta vis morbi ac veluti tabes plerosque civium animos invaserat.* Freilich finden sich dann doch wieder Stellen, wo wir kaum umhin können eben diesen Begriff im Deutschen erst hinzuzusetzen: *quae me suspensam insomnia terrent* (Aen. IV 9), „welche Träume schrecken mein banges Herz“. Ausnahmslose und bequeme Regeln giebt es überall nicht.

Diese Erkenntnis soll uns vorsichtig machen, dafs wir beim Übersetzen der Neigung, den Gedanken ergänzend auszuführen und zu erklären, nicht allzu bereitwillig, nicht ohne erkennbaren Grund nachgeben und vor allem immer da widerstehen, wo mit der Kürze zugleich ein wesentlicher Teil des Eindrucks, den der ursprüngliche Text machte und machen sollte, verloren

gehen würde. Ein wahrer Mifsbrauch ist lange Zeit, nicht ohne Schuld der Seyffert und Nägelsbach, mit den sogenannten phraseologischen Verben, den „können, müssen, sehen, wissen“ u. s. w., getrieben worden. Auch sie haben ja ihr Recht und ihren Nutzen, und auf einen Fall davon werden wir nachher in dem Kapitel über Wortstellung zu sprechen kommen; verkehrt aber war es, dafs man sie in deutsche Übungsstücke massenhaft einflocht, damit die Schüler Gelegenheit hätten sie bei der Übertragung ins Lateinische richtig wegzulassen. Von da sind sie dann in den Gebrauch beim Übersetzen aus dem Lateinischen eingedrungen und thun das Ihrige dazu, um die Farbe des Original's zu verwässern, während doch umgekehrt unser durch Leitartikel und Wahlreden verdorbenes Deutsch danach streben müfste sich von der Fülle umschreibender Bildungen zu befreien. Mit vollem Recht empfiehlt Rothfuchs (Bekenntn. S. 67), man solle getrost *non infitior* durch „ich leugne nicht“, *confiteor* durch „ich gestehe“ übersetzen. Auch die abstrakten Substantiva, von deren Ergänzung vorher die Rede war, sind nicht immer am Platze; bei Sallust und besonders bei Tacitus würden sie oft die beabsichtigte Wirkung stören. *Vastus animus immoderata, incredibilia, nimis alta semper cupiebat,* heifst es in der Charakteristik Catilinas (5, 5): „sein wüster Sinn verlangte immer nach Ungemessenem, Unglaublichem, Allzuhohem“; der Eindruck mafsloser Begehrlichkeit würde schwächer sein, wenn die Begriffe durch Substantiva näher bestimmt wären. Tacitus fügt seinem Bericht über den Tod des Arminius (Ann. II 88) wenige bewundernde Worte hinzu und schliefst Kapitel und Buch mit einem leisen Vorwurf gegen die Römer, dafs sie den Ruhm dieses Mannes nicht nach Gebühr bewahren, *dum vetera extollimus recentium incuriosi.* Alles würde im Deutschen verdorben werden, wenn wir breiter als nur mit den allerunentbehrlichsten Worten den Gedanken andeuten wollten: „indem wir das Alte erheben, um das Neue unbekümmert“. Beispiele dieser Art findet man fast auf jeder Seite.

Auch da, wo die Kürze zu einer kleinen logischen Ungenauigkeit oder Undeutlichkeit geführt hat, mufs sie womöglich beibehalten werden. *Quod arduum sibi, cetera legatis permisit* (Ann. II 20): „für sich, was schwierig war, das andre überliefs er den Legaten“. Wir sollen ja doch übersetzen, nicht erklären oder gar korrigieren. Danach werden wir auch die abgekürzte Vergleichung in der Regel bestehen lassen und vor den „göttergleichen Gedanken“ des Odysseus (ν 89) nicht zurückschrecken. Am wenigsten darf natürlich da geändert werden, wo für die Logik alles in Ordnung ist, nur das grammatische Gewissen eine Ergänzung zu fordern scheint. *Da dextram misero,* fleht Palinurus (Aen. VI 370), und Brosin verlangt, dafs im Deutschen „mir“ eingesetzt werde. Aber Goethe schrieb (Herm. u. Dor. 19f.): „Hast du ein Lorbeerreis mir bestimmt, so lafs es am Zweige weiter grünen, und gieb einst es dem Würdigern hin“. Wo Tacitus mit blofsem *inde* oder *hinc* die Erzählung fortführt (z. B. Histor. III 25), ist es Pedanterie ihm ein Verbum finitum „entstand“ oder „kam“ aufzudrängen. Manchmal scheint ein Zusatz unvermeidlich, dem wir dann doch durch überlegte Wahl des Ausdrucks ausweichen können. Zu *subit recordatio* (Histor. III 31) bemerkt Heraeus: „anwandeln, überkommen“; dann müfsten wir ein Objekt haben, das im Text fehlt. Aber auch wir können sagen: „die Erinnerung steigt auf“.

2. (B.) Ein kunstvoll arbeitender Schriftsteller wird gelegentlich mit Willen seine Worte so wählen, dafs dem eignen Verstande des Lesers noch etwas zu thun bleibt; ein andrer mag unwillkürlich, in der Lebhaftigkeit des Vortrages, etwas sagen oder schreiben, was nicht ganz klar oder nicht ganz korrekt ist. Daran mufs man in der Schule, die für ihr Teil nach Deutlichkeit und Regelmäfsigkeit strebt, immer wieder erinnern, damit sie sich nicht naseweis mit solchen Tugenden auch da breit mache, wo sie nicht hingehören, und diejenigen zu meistern unternehme, von denen sie lernen soll. Wenn Sallust den Cäsar rühmen

läſst, die Römer hätten nach Beendigung des Krieges gegen Perseus die abgefallenen Rhodier begnadigt, *ne quis divitiarum magis quam iniuriae causa bellum inceptum diceret* (Catil. 51, 5), so sind freilich *divitiarum causa* und *iniuriae causa* verschieden gedacht; trotzdem darf man nicht langweilig bessern wollen: „um ihre Schätze zu gewinnen, um ihr Unrecht zu strafen“. *Κίνδυνος* bezeichnet in Gerichtsreden oft den Prozeſs; aber muſs man es darum so übersetzen? Verstehen deutsche Richter nicht, was der Angeklagte meint, wenn er von der Gefahr spricht, in der er schwebe? Oder wenn der Krüppel bei Lysias auf seine *συμφορὰ* hinweist (24, 3), so will er eben das häſsliche Wort „Gebrechen“ oder „Krankheit“ nicht aussprechen und redet unbestimmt von seinem „Unglück“. *Tu sanguinis ultimus auctor,* sagt Vergil VII 49, indem er Saturn, den Ahnherrn des Latinus, anruft; wir haben keinen Grund, den „letzten“ in den „ersten“ zu verwandeln, sondern können ebenso wie der Lateiner aus der Gegenwart in eine ferne Vergangenheit hinausblicken. Wenn Tacitus Hist. IV 8 *ulteriora* in Gegensatz zu *recentia* stellt und den eigentlichen Ausdruck „Vergangenes“ vermeidet, so darf der Übersetzer ihn ihm nicht unterschieben, wird vielmehr auch seinerseits sagen: „das Entferntere“. Bei demselben Schriftsteller ist der häufige Gebrauch von *dum* in Kausalsätzen kein Vorzug, so wenig wie das moderne „indem“; aber eben deshalb gehören beide zusammen, wenn sie auch auf etwas verschiedene Art entstanden sind. Daſs man, um die Eigenart eines Schriftstellers auch im Deutschen wirken zu lassen, seine Schwächen nicht tilgen solle, wird von Rothfuchs (Bekenntn. S. 76) mit erfreulicher Entschiedenheit gefordert. Cicero geht in der Pompeiana zum dritten und wichtigsten Teil mit den Worten über (9, 26): *restat ut de imperatore ad id bellum deligendo ac tantis rebus praeficiendo dicendum esse videatur.* Ähnliche Wendungen hat er auch sonst vielfach, z. B. in derselben Rede 4, 11: *videte quem vobis animum suscipiendum putetis.* Es ist, als ob man einen Parlamentarier von heute hörte, der seinen Standpunkt

dahin präzisiert, dafs er zu der schwebenden Frage in dem und dem Sinne Stellung nehmen zu sollen glaube. Aber in unserm Falle ist das *videatur* doch besonders überflüssig, und Deuerling empfiehlt, es im Deutschen wegzulassen. Ja, wenn es darauf ankäme, durch die Übersetzung aus Cicero einen Mirabeau oder Bismarck zu machen! Will man das nicht, so mufs man ihm schon das Behagen lassen, mit dem er sich gern auf den Wellen inhaltleerer Worte schaukelt; zu ihnen gehört *illud tertio quoque sensu in omnibus orationibus pro sententia positum 'esse videatur'* (Tacit. dial. 23).

Bisher war nur von solchen Anstöfsen die Rede, die durch einzelne Worte gegeben werden; auch der Satzbau kann so beschaffen sein, dafs er den Übersetzer zur Erklärung oder Berichtigung aufzufordern scheint. Dazu gehören die zahlreichen Anakoluthe nicht nur bei Homer sondern auch bei Herodot. Auch für diesen gab es, worauf schon hingewiesen wurde (S. 67), noch nicht wie für uns einen festen Unterschied zwischen Schriftsprache und mündlicher Rede; er schrieb so, wie er gesprochen haben würde, und deshalb begegnete es ihm nicht selten, dafs er aus einem Gedankengefüge in ein andres hinüberglitt[35]. Besonders charakteristisch ist das Zerfliefsen der Konstruktion an einer Stelle wie VI 13: *Μαθόντες δὲ ταῦτα γιγνόμενα ἐκ τῶν Ἰώνων οἱ στρατηγοὶ τῶν Σαμίων, ἐνθαῦτα δὴ παρ' Αἰάκεος τοῦ Συλοσῶντος κείνους τοὺς πρότερον ἔπεμπε λόγους Αἰάκης κελευόντων τῶν Περσέων, δεόμενός σφεων ἐκλιπεῖν τὴν Ἰώνων συμμαχίην — οἱ Σάμιοι ὦν ὁρῶντες ἅμα μὲν ἐοῦσαν ἀταξίην πολλὴν ἐκ τῶν Ἰώνων ἐδέκοντο τοὺς λόγους, ἅμα δὲ κατεφαίνετό σφιν εἶναι ἀδύνατα τὰ βασιλέος πρήγματα ὑπερβαλέσθαι.* Denn hier ist das Durcheinanderwogen der Satzglieder ein sprechendes Bild der Verlegenheit, in der sich Herodot befand, die schlechte Sache seiner Freunde, der Samier, zu verteidigen; ein lehrreicher Zusammenhang, den Cobet glücklich durch Umstellung und Streichung einiger Worte zerstört hat. Wir nehmen eine Umschreibung zu Hilfe, um das anzudeuten,

was Herodot durch das früh eintretende Objekt erkennen läſst: daſs der Gedanke an das regierende Verbum von Anfang an wirksam ist. „Als die Führer der Samier wahrnahmen, daſs dies von Seiten der Ionier geschah, da entschlossen sie sich denn, von Äakes dem Sohne des Syloson jene Vorschläge, die Äakes früher auf Befehl der Perser hatte machen lassen, indem er sie aufforderte das Bündnis der Ionier zu verlassen — die Samier also entschlossen sich, zugleich weil sie groſse Unordnung auf Seiten der Ionier herrschen sahen die Vorschläge anzunehmen, zugleich erschien es ihnen unmöglich die Macht des Königs zu überwinden." — Nicht so viel Mühe bereitet uns Cäsar, wenn er einmal in ähnlicher Lage sich zwischen unangenehmen Wahrheiten hindurchwindet, VI 36, wo er einen Miſsgriff des Quintus Cicero groſsmütig zu entschuldigen sucht; er bleibt immer der sichere Meister der Sprache, nur Einfachheit und Durchsichtigkeit seines Stiles gehen verloren. Aber der Fehler ist hier so charakteristisch, daſs Köchly gewiſs nicht recht gethan hat ihn ganz zu beseitigen, indem er die Periode in fünf bequem übersichtliche Teile zerlegt. Wir kommen bei späterem Anlaſs auf die Stelle zurück.

(A.) So entschieden wir bisher jeden Versuch abgelehnt haben, durch die Übersetzung den Eindruck gröſserer Klarheit zu erreichen als das Original selbst ihn macht, so müssen wir doch zugeben, daſs es Fälle giebt, in denen ein solcher Unterschied gar nicht vermieden werden kann. Schon die Wahl zwischen bestimmtem und unbestimmtem Artikel bringt in jede Übersetzung aus dem Lateinischen einen Unterschied, der dem Original fehlt; es müſste denn sein, daſs dort die Unbestimmtheit mit Hilfe des Plurals angedeutet war, wie (pro Sulla 2, 6) *etiam nocentes deserendos non esse,* „auch einen Schuldigen dürfe man nicht im Stich lassen". Die Zeitstufen ferner werden in unserer Sprache schärfer auseinander gehalten als z. B. in der homerischen. Zu den Belegen dafür gehören nicht *οὐκ ἀΐεις* α 298 und *δήεις* η 49; denn auch wir können hier das Präsens gebrauchen und

verstehen, etwa wenn wir einem Bekannten begegnen und ihn anreden: „ich höre dafs du krank gewesen bist“, oder wenn wir bei einem Besuch vom Diener den Bescheid erhalten: „Sie finden die Herrschaften im Garten“. Aber in der Erzählung vergangener Ereignisse setzt Homer sorglos immer dasselbe Tempus, ohne darauf zu achten, in welchem Verhältnis die einzelnen zu einander stehen; er bezeichnet fast immer nur ihren Abstand vom Standpunkte des Erzählers. Odysseus sagt zur Nausikaa: ich staunte über den Palmbaum, *ἐπεὶ οὔ πω τοῖον ἀνήλυθεν ἐκ δόρυ γαίης* (ζ 167 „da noch kein solcher Stamm aus der Erde emporgeschossen war“); und zu ihren Eltern: mich führte eine Gottheit nach der fernen Insel, *ἐπεί μοι νῆα θοὴν ἀργῆτι κεραυνῷ Ζεὺς ἐλάσας ἐκέασσε* (η 249 f. „da mir Zeus das Schiff zertrümmert hatte“). Wenn wir in solchen Fällen auch deutsch einfach das Präteritum anwenden wollten anstatt des uns natürlichen Plusquamperfekts, so würden wir einem Maler gleichen, der auf die Kunst der Perspektive freiwillig verzichtete und eine Landschaft in der kindlich unbeholfenen Weise früherer Zeiten so darstellte, dafs Bäume, Häuser, Menschen alle gleich grofs und gleich deutlich gezeichnet würden, als wären sie alle gleich weit vom Betrachter entfernt[36]. Am ärgsten wird die Undeutlichkeit da, wo in die Erzählung ein längerer Bericht über Dinge, die weiter zurückliegen, eingeschaltet ist, wie *I* 533 ff. die Vorgeschichte des kalydonischen Krieges. Diese Behandlungsweise berührt uns so fremdartig, dafs sie Verständnis und Genufs stört, und wir sind um so mehr berechtigt sie beim Übersetzen zu ändern, als wir damit doch nur einen Teil der Hilfe ersetzen, die den Zuhörern des Sängers durch Betonung und Gebärdespiel gewährt wurde. Auch in späterem Griechisch wird es oft vorkommen, dafs ein Aorist oder Imperfekt im Nebensatz oder in einer nebensächlichen Angabe durch ein deutsches Plusquamperfektum wiedergegeben werden mufs; z. B. Thukyd. I 30: *οἱ Κερκυραῖοι Κυλλήνην τὸ Ἠλείων ἐπίνειον ἐνέπρησαν, ὅτι ναῦς καὶ χρήματα παρέ-*

σχον Κορινθίοις. Das ganze System der griechischen Tempora beruht eben, wie neuerdings von mehreren Seiten richtig hervorgehoben worden ist[37]), auf einer wesentlich anderen Denkweise als das der deutschen und der lateinischen. Dem Griechen war, wenn er erzählte, das Wichtigste die Art der Handlung. Die Stufe der Vergangenheit kam nur da zum Ausdruck, wo das Augment eintrat; und gar das zeitliche Verhältnis zwischen mehreren vergangenen Handlungen blieb fast immer unbezeichnet, so dafs der Hörer oder Leser aus dem sachlichen Zusammenhang erst schliefsen mufste, wie die Ereignisse auf einander gefolgt waren. Im Gegensatz hierzu ist im Lateinischen gerade das gegenseitige Verhältnis der Zeiten besonders fein ausgebildet und abgestuft, so dafs man überrascht ist, wenn vereinzelt eine Zeitsetzung begegnet, die der griechischen ähnlich sieht. Bei Livius lesen wir (II 1, 2): *libertas ut laetior esset, proxumi regis superbia fecerat; nam priores ita regnarunt, ut omnes deinceps conditores partium certe urbis numerentur,* und z. B. bei Cicero (in Verr. act. I 5, 14): *iste praetor monumenta antiquissima etiam nostrorum imperatorum, quae victores civitatibus Siculis aut dederunt aut reddiderunt, spoliavit nudavitque omnia*[38]). Da müssen wir denn das Plusquamperfekt vermeiden, weil der Schriftsteller es absichtlich vermieden hat, mag auch der Sinn seiner Absicht nicht überall so klar zu Tage liegen wie an diesen beiden Stellen.

Auch in der Bezeichnung des Modus ist die deutsche Sprache unter bestimmten Verhältnissen genauer als die lateinische und vollends als die griechische. Wenn wir einen lateinischen Acc. c. Inf. durch einen dafs-Satz ausdrücken, so sind wir gezwungen in diesem entweder den Konjunktiv oder den Indikativ zu setzen, also einen Unterschied des Gedankens zu bezeichnen, der in der Unbestimmtheit des lateinischen Infinitivs verschwand. Das macht den Schülern oft Schwierigkeit. *Veri simile non est odio fuisse parenti filium sine causis multis et magnis et necessariis. rursus igitur eodem revertamur et quaeramus, quae*

tanta vitia fuerint in unico filio, quare is patri displiceret. at perspicuum est nullum fuisse. (pro Roscio Amer. 14, 40 f.) Man meint, der Gedanke sei nicht mifszuverstehen. Trotzdem gab ein Teil der Klasse in schriftlicher Übersetzung: „unwahrscheinlich, dafs der Sohn gehafst wurde; klar zu sehen, dafs er keinen (Fehler) gehabt habe“ — verteilte also Indikativ und Konjunktiv dem Sinne gerade entgegengesetzt. Im Griechischen kommen wir gar in die Lage den Modus eines abhängigen Aussagesatzes nicht nur zu deuten, sondern zu korrigieren. Allerdings nur in der Übersetzung, nicht im Texte! Wenn Herodot (VII 218) erzählt, die Phoker, die den Bergpfad schützen sollten, seien vor den Persern geflohen *ἐπιστάμενοι ὡς ἐπὶ σφέας ὁρμήθησαν ἀρχήν,* so werden wir uns hüten mit Stein *ὁρμηθείησαν* zu schreiben, deutsch aber sagen: „in der Meinung, dafs sie von vornherein das Ziel des Angriffs gewesen seien“. Der Krüppel bei Lysias verteidigt sich gegen einen Vorwurf seines Anklägers (24, 15): *λέγει, ὡς ὑβριστής εἰμι καὶ βίαιος.* Man würde den schlauen Patron auf die geistige Höhe des Gerichtsdieners Holzapfel in Shakespeares Komödie herabdrücken, wenn man ihm ein „dafs ich bin“ in den Mund legen wollte.

Auch wo die griechische Sprache ein Mittel der Unterscheidung besitzt, macht sie nicht immer Gebrauch davon. Sokrates verlangt (Memor. I 1, 9), man solle die Götter nicht ohne Not bemühen, sondern selber lernen, *ἃ μαθόντας ποιεῖν ἔδωκαν οἱ θεοί*: vollkommen verständlich. Aber unmittelbar vorher hiefs es: *δαιμονᾶν τοὺς μαντευομένους ἃ τοῖς ἀνθρώποις ἔδωκαν οἱ θεοὶ μαθοῦσι διακρίνειν.* Solche Attraktion ist ja etwas sehr Geläufiges, aber doch im Grunde ein logischer Fehler; denn der im Participium zusammengedrängte Gedanke gehört zum Infinitiv (*διακρίνειν*) nicht in den übergeordneten Satz (*τοῖς ἀνθρώποις ἔδωκαν οἱ θεοί*). Diese Abweichung dürfen wir nicht mitmachen, sonst würde der Sinn zerstört werden: nicht „nachdem sie gelernt hatten“ sondern „nachdem sie gelernt hätten“; oder freier: „was die Götter den Menschen

ermöglicht haben auf Grund selbsterworbener Einsicht zu unterscheiden". Gerade Participia verlangen oft beim Übersetzen eine Vervollständigung dessen, was im Original ausgedrückt ist, dadurch dafs sie in Nebensätze verwandelt und gedeutet werden, je nachdem wir sie mit einer temporalen, kausalen, konzessiven Konjunktion umschreiben. Und dabei macht sich ein weiterer Vorzug des deutschen Ausdruckes geltend: indem wir einen passivischen Ablat. absol. durch einen aktivischen Satz wiedergeben, bezeichnen wir die handelnde Person, die der Lateiner aus der Situation hinzudenken liefs. Die lateinische Redeweise ist auch hier knapper, aber die deutsche ist dem Mifsverständnis weniger ausgesetzt. Der Übersetzende kann gar nicht anders als etwas von Erklärung hinzuthun.

Durch solche Ausnahmen wird die allgemeine Regel, man dürfe beim Übersetzen nicht klüger sein wollen als der Autor selbst, nicht umgestofsen. Übrigens wird der Lehrer um so lieber gelegentlich bei ihnen verweilen, weil dadurch dem Irrtum vorgebeugt wird, als seien die alten Sprachen unter allen Umständen und in jeder Beziehung die vollkommneren. Das nächste Kapitel führt uns nun wieder an einen Punkt, in dem wir ihre Überlegenheit anerkennen müssen.

VII.

Wortstellung.

Ordinis haec virtus erit et venus, aut ego fallor,
Ut iam nunc dicat iam nunc debentia dici.

Horaz.

1. „Unsere deutsche Sprache kann zwar die homerischen „Beiwörter meistens in ebenso kurze gleichgeltende Beiwörter „verwandeln, aber die vorteilhafte Ordnung derselben kann sie „der griechischen nicht nachmachen. Wir sagen zwar ‚die „runden, ehernen, achtspeichigen‘ — — aber ‚Räder‘ schleppt „hinten nach. Wer empfindet nicht, daſs drei verschiedene „Prädikate, ehe wir das Subjekt erfahren, nur ein schwankes, „verwirrtes Bild machen können? Der Grieche verbindet das „Subjekt gleich mit dem ersten Prädikate, und läſst die andern „nachfolgen; er sagt: ‚runde Räder, eherne, achtspeichige‘. So „wissen wir mit eins, wovon er redet, und werden, der natür„lichen Ordnung des Denkens gemäſs, erst mit dem Dinge, und „dann mit seinen Zufälligkeiten bekannt. Diesen Vorteil hat „unsere Sprache nicht“. So schrieb 1766 Lessing im Laokoon (XVIII); heute wäre das Urteil nicht mehr ganz richtig. Man kann in diesem Punkte recht deutlich den Einfluſs beobachten, den durch Voſs und Goethe hindurch Homer auf die Bildung unsrer Muttersprache geübt hat. Es giebt Leute, welche den Erfolg für einen schädlichen halten[39]), und sie können sich seit kurzem auf den Ausspruch eines namhaften Philologen berufen. Wilamowitz beklagt es (Hippol. S. 8), daſs in „Hermann und Dorothea“ die Wirkung des „echt homerischen Geistes“ durch „den falschen homerischen Rock“ beeinträchtigt werde.

In Wahrheit wird es nie gelingen beide von einander zu trennen. Das, was uns in Goethes Gedicht homerisch anmutet, die ganze behaglich breite Denkart, die sich in freundlich teilnehmender Betrachtung der Menschen und Dinge gehen läſst, ist ihrem Wesen nach mitbestimmt durch gewisse Eigenheiten der Sprache in Ausdruck, Wortfügung, Satzbau, die eben an Homer anklingen; und diese wieder könnten so nicht bestehen ohne das bequeme daktylische Versmaſs, dem sie sich wie von selber einschmiegen. Dies im ganzen zu beweisen würde eine eigne Untersuchung erfordern; hier ist nur von der Stellung der Epitheta die Rede. Wendungen wie diese: „setzten sich auf die Bänke, die hölzernen, unter dem Thorweg“ (I 66), oder: „die ein Haus nur verbirgt, das wohlversehne“ (I 114), oder: „brachte die Schinken hervor, die schweren“ (II 77) wären noch vor hundert Jahren als undeutsch empfunden worden; durch Goethe sind sie deutsch geworden. Wir haben keinen Grund solche Bereicherung unsrer Sprache zu verschmähen.

In der Schule ist man umgekehrt in Gefahr sie zu miſsbrauchen. Es giebt viele Schüler, und es mag wohl auch Lehrer geben, die sich für verpflichtet halten jedes Substantiv mit seinem Beiwort in der Reihenfolge wiederzugeben, wie sie bei Homer stehen: „unter der Halle der tönenden, ein Schwert ein zweischneidiges, die beiden Augen die schönen“. So wird das, was als gelegentlicher Schmuck dem Ohre wohlthun könnte, durch pedantische Regelmäſsigkeit unerträglich gemacht; man versuche nur einmal Verse wie *ν* 195 f. nach diesem Muster zu übersetzen: *ἀτραπιτοί τε διηνεκέες λιμένες τε πάνορμοι πέτραι τ' ἠλίβατοι καὶ δένδρεα τηλεθάοντα.* Wo der Anschluſs an die Wortstellung des Originals angebracht sei, wo nicht, muſs im einzelnen der Takt entscheiden; doch läſst sich auch eine allgemeine Erwägung anstellen. Der Gang des Denkens, den Lessing beschreibt, daſs wir erst die Hauptvorstellung mit unsrer Phantasie erfassen, dann nachträglich ihre einzelnen Eigenschaften kennen lernen, wird sich am leichtesten da voll-

ziehen, wo jene von vornherein mit einem etwas stärkeren Gewicht auftritt; und dies ist der Fall, wenn eines der Epitheta, von den übrigen gesondert, dem Substantiv voraufgeht, oder wenn das Substantiv von seinen Attributen durch mehrere Worte getrennt ist. So α 96 f.: *ὑπὸ ποσσὶν ἐδήσατο καλὰ πέδιλα ἀμβρόσια χρύσεια,* oder *Γ* 330 f.: *κνημῖδας μὲν πρῶτα περὶ κνήμῃσιν ἔθηκεν, καλάς, ἀργυρέοισιν ἐπισφυρίοις ἀραρυίας.* In solchen Fällen kann man getrost von der an sich gesetzmäſsigen deutschen Wortfolge abweichen.

Denn das ist ja überhaupt der Vorteil, den wir vorläufig noch vor anderen lebenden Völkern haben, daſs die Flexion in unsrer Sprache noch nicht ganz abgestorben und es deshalb nicht so wie etwa im Englischen und Französischen notwendig geworden ist, die Funktion eines Wortes innerhalb des Satzes durch den Platz anzudeuten, den man ihm anweist[40]). Einen Vers wie Aen. VII 340: *arma velit poscatque simul rapiatque iuventus* können wir genau nachbilden: „Waffen wünsche und fordre zugleich und raffe die Jugend“. Die Schüler sind nicht sehr geneigt sich diesen Vorzug zu nutze zu machen; sie achten mehr auf das syntaktische Verhältnis der Worte als auf ihre künstlerische Gruppierung und übersetzen *citus modo modo tardus progressus* (Sallust Catil. 15, 5) „sein Schritt bald schnell bald langsam“ anstatt „schnell bald bald langsam sein Schritt“, oder bei Vergil (Aen. IV 134) *ostroque insignis et auro* steif und langweilig: „mit Purpur und Gold geschmückt“; und doch hat Scheffel, als er die fröhlichen Gesellen in Heidelberg „an Weisheit schwer und Wein“ nannte, gewiſs nicht an lateinische Vorbilder gedacht, also eben deshalb klar bewiesen, daſs solche Verschränkung der Satzteile auch uns nicht unerhört ist. Wenn Xenophon die Erinnerung an ein begangenes Unrecht der Versammlung, in der er spricht, tropfenweise zumiſst (Anab. V 7, 19): *καὶ οἱ ἄνδρες ἀποθνήσκουσι τρεῖς ὄντες οἱ πρέσβεις καταλευσθέντες,* so müssen auch wir seiner Absicht folgen: „und die Männer werden getötet — drei waren es, die Gesandten —

durch Steinigung". Zuweilen gelingt es, durch eine kleine Freiheit in der Konstruktion eine Anordnung der Begriffe zu retten, die auf den ersten Blick fürs Deutsche verloren schien. Die horazische Strophe (I 12, 33 ff.): *Romulum post hos prius an quietum Pompili regnum memorem, superbos Tarquini fasces, dubito, an Catonis nobile letum*[41]), verliert ihre Anmut, wenn das regierende *dubito* voran- oder nachgestellt wird. Nun aber bilden wir: „Soll ich nach diesen den Romulus zuerst oder die friedliche Herrschaft des Pompilius erwähnen, die stolzen Fascen des Tarquinius (unschlüssig bin ich) oder den ruhmreichen Tod des Cato?" — und haben die wirksame Hervorhebung des Schwankens inmitten der mit einander streitenden Ziele gewahrt.

Dergleichen Züge zu verstehen und nachzuzeichnen wird unsern Schülern immer schwerer werden, je mehr sie unter dem Druck des jetzigen Lehrplanes gezwungen sein werden, die einzelnen Stücke eines Satzes, den frühere Generationen mit einem Blicke überschauten, mühsam konstruierend zusammenzusuchen. Trotzdem, oder vielmehr um so eifriger, wollen wir uns bemühen ihren Sinn zu schärfen[41a]). Die Stellen, an denen rhetorische Wirkungen am häufigsten gesucht werden, sind Anfang und Schlufs; aber auch die Folge der Begriffe und Gedanken im Innern einer Periode kann bedeutend sein. Daraus ergeben sich von selbst die Gesichtspunkte für unsere Betrachtung.

2. Vorab ist anzuerkennen, dafs natürlich nicht jedes Wort, das im Original den Satz eröffnet, auch in der Übersetzung an diesen Platz gehört. Die Gewohnheit der Römer, ein Pronomen oder Pronominaladverb (*is, inde, haec, huc, qui, quem, ubi*), das sachlich an den vorhergehenden Satz anknüpft, auch formell die Vermittlung übernehmen zu lassen, können wir ohne Zwang nicht nachahmen und haben keinen Grund uns darum zu bemühen. Ebenso wenig sollen wir die Negation, die in *neque* und *οὐδέ* steckt, gewaltsam an der Spitze des Satzes festhalten. Die Schüler haben gerade hierfür, soweit meine Erfahrung reicht,

eine wahre Leidenschaft und übersetzen ι 64 (*οὐ δ' ἄρα μοι προτέρω κτλ*): „Doch nicht fuhren mir die doppeltgeschweiften Schiffe weiter", oder Sallust Catil. 26, 2 (*neque illi tamen ad cavendum dolus aut astutiae deerant*): „auch nicht jenem jedoch fehlten . . ." Offenbar meinen sie, weil *οὐδέ* in der Regel und *neque* immer ein Wort bildet, so müfsten „und nicht" oder „aber nicht" auch im Deutschen vereinigt bleiben. Mit Mühe macht man ihnen klar, dafs die Negation nur formell von der satzverbindenden Partikel *δέ* oder *que* angezogen worden ist, also durch die Stellung am Anfange gar nicht hervorgehoben werden soll. Und wo nun wieder dies der Fall ist, wo wirklich ein Wort als stark betontes den andern vorangestellt ist, da kann man 10 gegen 1 wetten, dafs sie es nicht merken und durch nüchtern grammatische Wortfolge den Eindruck verderben. Vergil sagte: *concussam bacchatur Fama per urbem, lamentis gemituque et femineo ululatu tecta fremunt* (IV 666 f.); der Sekundaner macht daraus: „Fama rast durch die erschütterte Stadt, die Häuser erschallen von Jammern etc.", anstatt: „durch die erschütterte Stadt rast Fama, von Jammern und Stöhnen und dem Klagegeheul der Weiber erschallen die Häuser". Ein Satz wie pro. Mur. 6, 13 zeigt uns beim Beginn und am Ende die Absicht des Stilisten: *Tempestivi convivii, amoeni loci, multarum deliciarum comes est extrema saltatio.* Wer noch mit Subjekt und Prädikat zu schaffen hat, übersetzt bedächtig: „Der Tanz ist der letzte Begleiter eines früh beginnenden Gelages". Cicero meinte ganz etwas anderes: „Zu einem früh beginnenden Gelage, einem anmutigen Platz, einer Fülle von Genüssen gesellt sich zuletzt der Tanz". Zuweilen können wir ein Wort, das in der fremden Sprache am Anfang steht, nur dadurch wieder hervorheben, dafs wir es ans Ende bringen: *placitone etiam pugnabis amori?* (Aen. IV 38) „willst du auch gegen eine Liebe kämpfen, die dir gefällt?"

Besonders wichtig ist die Wortstellung bei Homer, wo sie der Gliederung des Gedankens Dienste leistet, die in reiferen

Sprachen durch die syntaktische Form versehen werden. Das erkannte Goethe, der in einem „Rezept“ für das Studium dieses Dichters[42]) schreibt, die Konstruktion sei im Homer „reinste Bilderstellung“. Daher sind bei ihm noch zahlreicher als sonst die Fälle, in denen der Begriff, der den Satz beginnt, seinen Platz behaupten mufs, wenn der Gedanke nicht leiden soll. Dem Gegensatz dient die Voranstellung ϱ 286. Der Bettler hat auf eine wohlgemeinte Warnung des Sauhirten soeben erklärt, dafs er gegen Schläge und Würfe abgehärtet sei, also geduldig ertragen wolle, was ihm etwa auch hier Böses widerfahre: *γαστέρα δ' οὔ πως ἔστιν ἀποκρύψαι μεμαυῖαν,* „nur den Magen zu verbergen ist unmöglich, den gierigen“. Anderwärts knüpft das vorgezogene Wort in Übereinstimmung an das Vorhergehende an; so beginnt Achilleus einen neuen Teil seiner kraftvollen Absage mit den Worten (*I* 378): *ἐχθρὰ δέ μοι τοῦ δῶρα, τίω δέ μιν ἐν καρὸς αἴσῃ,* „verhafst sind mir auch seine Geschenke“. Ähnlich nachher in der Entgegnung des Phönix, wo wir eine Umschreibung zu Hilfe nehmen müssen um die Reihenfolge zu behalten. Er hat hervorgehoben, welche glänzende Genugthuung Agamemnon dem Beleidigten biete, und fügt hinzu (520 f.): *ἄνδρας δὲ λίσσεσθαι ἐπιπροέηκεν ἀρίστους κρινάμενος κατὰ λαὸν Ἀχαιικόν,* „auch die Männer, die er hergesandt hat zu bitten, sind die besten, auserlesen aus dem Volk der Achäer“. Zuweilen deutet die Stellung einen Gedanken an, den die uns geläufige Sprache durch einen besonderen Satz ausdrücken würde. Wenn Telemach erst allgemein von einem neuen Leid gesprochen hat, das sein Haus befallen habe, und nun (*β* 50) erklärt: *μητέρι μοι μνηστῆρες ἐπέχραον οὐκ ἐθελούσῃ,* so würde ein heutiger Redner sagen: „es handelt sich um meine Mutter“. Und wo Eurymachos dem Bettler spottend eine Stelle in seinem Dienste anbietet und die Bemerkung dazwischen wirft (*σ* 358): *μισθὸς δέ τοι ἄρκιος ἔσται,* da empfinden wir den Übergang: „was Lohn betrifft, den sollst du reichlich haben“. Dergleichen moderne Schnörkel werden wir in die Übersetzung nicht einführen; aber es ist gut

sich ihrer zu erinnern, um das Gewicht richtig zu würdigen, das die Voranstellung eines Wortes bei Homer hat.

3. Ebenso sehr, nur in ganz anderm Sinne lebendig ist die Wirkung, die dadurch erreicht wird, dafs ein wichtiger Begriff dem andern nachfolgt. Alkinoos fordert die Seinen und den Gast auf (*ϑ* 100): *νῦν δ' ἐξέλϑωμεν καὶ ἀέϑλων πειρηϑῶμεν,* und man meint mit anzusehen, wie er sich besinnt und hinzusetzt: *πάντων, ὥς χ' ὁ ξεῖνος ἐνίσπῃ οἷσι φίλοισι κτλ.* Den ganzen Eindruck verdirbt, wer übersetzt: „wir wollen uns in allen Kampfspielen versuchen". Ähnlich *χ* 54 f., wo nach Antinoos' Fall Eurymachos für sich und die andern um Gnade bittet: *νῦν δ' ὁ μὲν ἐν μοίρῃ πέφαται, σὺ δὲ φείδεο λαῶν σῶν.* Das ist es ja, was uns in Homers Gedanken so menschlich vertraut anspricht, dafs sie nicht fertig vorgelegt werden, sondern vor unsern Augen sich bilden. Die metrische Gliederung hilft dazu mit, indem sie jeden Hexameter zunächst als ein Ganzes für sich auffassen läfst; aber auch innerhalb eines Verses können wir oft das Denken des Sprechenden beobachten, wie es eine Weile in der Schwebe bleibt, um zuletzt einen festen Punkt zu gewinnen. Achill sendet seine Mutter zu Zeus, um ihn zu bitten (*A* 408 f.): *αἴ κέν πως ἐϑέλῃσιν ἐπὶ Τρώεσσιν ἀρῆξαι, τοὺς δὲ κατὰ πρυμνάς τε καὶ ἀμφ' ἅλα ἔλσαι Ἀχαιούς.* Undenkbar, dafs wir verstehen sollten: „die Achäer aber an den Schiffen und am Meer zusammenzudrängen"; der Held denkt viel zu verächtlich von ihnen, als dafs er sie gleich nennen möchte: von „den andern" spricht er, und fügt zuletzt widerwillig den Namen hinzu. Dafs diese Wortfolge nicht auf den Ausdruck der Geringschätzung beschränkt ist, braucht wohl nur erwähnt zu werden; sie ist auch nicht auf Homer beschränkt. *Atque hic Priamiden laniatum corpore toto Deiphobum vidit,* erzählt Vergil (VI 494 f.) und läfst den Hörer erst nachdenken, wen seine Schilderung meine; das darf auch ein Sekundaner nicht verkennen und etwa sagen: „Hier sah er Priamus' Sohn Deiphobus, am ganzen Körper zerfleischt". Oft werden wir, um

unsrer Sprache nicht Gewalt anzuthun, den Begriff der kommen soll durch ein Pronomen im voraus andeuten; so bei Horaz (III 1, 38 ff.): *neque decedit aerata triremi et post equitem sedet atra cura,* „und sie weicht nicht von der erzbeschlagenen Triere und sitzt hinter dem Reiter, die schwarze Sorge“. — Dafs auch in Prosa dem Schlufs des Satzes ein ähnliches Gewicht beigelegt werden kann, zeigte schon ein früher herangezogenes Beispiel aus der Rede für Murena; am meisten weifs Tacitus durch geschickte Gruppierung zu wirken. Armin ermahnt seinen Bruder (Ann. II 10): *ne propinquorum et adfinium, denique gentis suae desertor et proditor quam imperator esse mallet.* Durch ängstliche Bewahrung der Konstruktion geht auch hier die Kraft des Gedankens verloren, durch leise Abweichung wird sie erhalten: „er solle nicht an den ihm Nahestehenden und Verwandten ein Abtrünniger und Verräter werden anstatt ihr Gebieter“. Oder wie die Religion der Germanen beschrieben wird (Germ. 9): *lucos ac nemora consecrant deorumque nominibus appellant secretum illud, quod sola reverentia vident.* Döderlein übersetzt im Ausdruck vortrefflich: „sie rufen jenes geheimnisvolle Wesen, das nur ihr anbetender Geist schaut, mit Götternamen an“; noch besser, wenn er das Objekt an seinem Platze gelassen hätte.

Der lateinische Satzbau weicht im allgemeinen darin vom deutschen ab, dafs er das Verbum finitum ans Ende schiebt. In der Regel werden wir einfach darauf verzichten dies nachzuahmen, z. B. Liv. 31, 8, 11 (*consules duas urbanas legiones scribere iussi, quae, si quo res posceret, multis in Italia contactis gentibus Punici belli societate iraque inde tumentibus, mitterentur*) ohne Bedenken übersetzen: „welche abgeschickt werden sollten, wenn die Umstände es irgendwo forderten“. Aber nicht ganz selten liegt noch ein besonderer Sinn darin, dafs das Verbum zuletzt steht, mag es nun das Resultat einer längeren Erwägung bringen oder durch einen vorbereitenden Gegensatz hinausgeschoben sein oder durch begleitende Begriffe, von denen man

es nicht gern trennen möchte, am Ende festgehalten werden. Da mufs man denn auf Mittel sinnen, es auch im Deutschen an seinem Platz zu lassen, Sallust schreibt Catil. 8, 1: *Sed profecto fortuna in omni re dominatur; ea res cunctas ex lubidine magis quam ex vero celebrat obscuratque.* Die beiden Verba müssen zusammen bleiben; daher nicht etwa: „dies verherrlicht alle Ereignisse mehr nach Willkür als nach der Wahrheit und verdunkelt sie", sondern: „dies ist es, was" oder noch besser, weil einfacher: „dieses stellt alle Ereignisse mehr nach Willkür als nach der Wahrheit ins Licht und ins Dunkel". Die Umbiegung in einen abhängigen Satz, an die schon hier gedacht werden konnte, erweist sich nützlich z. B. in der Rede des Cremutius Cordus (Tacit. Ann. IV 35), der sich im Senat wegen seiner Verherrlichung des Brutus und Cassius verteidigt: *Num armatis Cassio et Bruto ac Philippenses campos obtinentibus belli civilis causa populum per contiones incendo? an illi quidem, septuagesimum ante annum perempti, quomodo imaginibus suis noscuntur, quas ne victor quidem abolevit, sic partem memoriae apud scriptores retinent?* Die Gegenüberstellung *quomodo — sic* verlangt dringend, dafs nicht angefangen werde: „oder behaupten jene"; statt dessen etwa: „oder ist es nur an dem, dafs jene, vor 70 Jahren umgebracht, wie sie aus ihren Bildern erkannt werden, die auch der Sieger nicht beseitigt hat, so ein Stück Nachleben bei den Schriftstellern behaupten?" Hier ist denn auch die Gelegenheit, um von phraseologischen Verben den schon angekündigten Gebrauch zu machen: indem man ein „wufste" oder „vermochte" oder „suchte" voraufnimmt, genügt man der Forderung des deutschen Stiles, behält aber zugleich im Infinitiv den Hauptbegriff an seiner schliefsenden Stelle. So, wenn Tacitus die Bestattung der mit Varus Gefallenen durch Germanicus schildert (Ann. I 62): *Igitur Romanus qui aderat exercitus sextum post cladis annum trium legionum ossa, nullo noscente, alienas reliquias an suorum humo tegeret, omnes ut coniunctos ut consanguineos, aucta in hostem ira, maesti simul*

et infensi condebant; „so mufste das römische Heer, das zur Stelle war, sechs Jahre nach der Niederlage die Gebeine von drei Legionen, ohne dafs jemand erkannte ob er fremde Überreste oder die der Seinen mit Erde bedeckte, jeden wie einen Verwandten, einen Blutgenossen, mit gesteigertem Zorne gegen den Feind, traurig zugleich und erbittert, bestatten". Von ähnlicher Art war ein früher (S. 78 f.) besprochenes Beispiel aus Herodot. Dem Griechen wie dem Lateiner wurde es leicht von vornherein die Aufmerksamkeit auf das nachkommende hin gespannt zu halten; wir müssen durch Umschreibung helfen. Freilich kann es auch vorkommen, dafs dies gerade verkehrt sein würde. *Sed si tantus amor casus cognoscere nostros et breviter Troiae supremum audire laborem, quamquam animus meminisse horret luctuque refugit, incipiam:* so Äneas bei Vergil II 10 ff. Wir könnten den Nachsatz beginnen: „so will ich, obgleich mein Herz bei der Erinnerung schaudert, anfangen"; aber das meint der Dichter nicht: erst im letzten Augenblick soll der Held den Entschlufs sich abringen. Wir bilden deshalb aus dem Satze mit *quamquam* eine Parenthese, unterdrücken durch ihr Eindringen den Nachsatz zu *si tantus amor* und lassen zuletzt das Zugeständnis im Gegensatz zu der widerstrebenden Empfindung hervorbrechen: „aber wenn deine Begierde so grofs ist unser Schicksal zu erfahren und kurz von Trojas letztem Ringen zu hören — zwar schaudert das Herz bei der Erinnerung und hat sie bisher trauernd gemieden — doch es sei".

4. In diesem Satze handelt es sich im Grunde nicht blofs um den Schlufs, sondern auch schon um die Reihenfolge der ihn vorbereitenden Gedanken; und dies führt uns auf den letzten Punkt, der hier zu besprechen ist. Wenn das Denken der Wirklichkeit entsprechen soll, so mufs auch sein Fortschreiten dem Gange der Ereignisse sich anschliefsen. Mühelos geschieht das oft bei Homer, dem eben in der natürlichen Folge die Vorstellungen zufliefsen, z. B. ε 33 f.: ἀλλ' ὅ γ' ἐπὶ σχεδίης πολυδέ-

σμου πήματα πάσχων ἤματι κ' εἰκοστῷ Σχερίην ἐρίβωλον ἵκοιτο. Erst wird die Art der Reise beschrieben, dann die Dauer, zuletzt das Ziel. Ähnlich etwa bei Vergil (V 197) *olli certamine summo procumbunt:* „jene, in höchstem Wetteifer, legen sich vor". Oder wenn Livius erzählt (22, 6, 4): *spoliare cupientem triarii obiectis scutis arcuere,* so heifst das nicht „die Triarier hielten ihn, als er die Rüstung rauben wollte, mit ihren Schilden ab", sondern: „als er ... rauben wollte, da hielten die Triarier ..." Von der sachlich angemessenen Wortfolge sollen wir, wo sie sich bewahren läfst, nicht abgehen. — Aber nun findet sich auch das Umgekehrte, die einzelnen Momente gerade im Gegensatz zur Wirklichkeit angeordnet, schon bei Homer, wie δ 207 f.: *ᾧ τε Κρονίων ὄλβον ἐπικλώσῃ γαμέοντί τε γιγνομένῳ τε,* oder 723: *ὅσσαι μοι ὁμοῦ τράφεν ἠδ' ἐγένοντο,* und dann vollends bei späteren Dichtern. Orestes in Euripides' Elektra (969) ruft aus: *πῶς γὰρ κτάνω νιν, ἥ μ' ἔθρεψε κἄτεκεν;* und in der taurischen Iphigenie (709) redet er seinen Freund an: *ὦ ξυγκυναγὲ καὶ ξυνεκτραφεὶς ἐμοί* „mein Jagdgenofs und mein Jugendgenosse". Sollen wir auch hier der Laune des Autors folgen? Ich meine, ja, selbst wenn es eine blofse Laune wäre; aber die Sache liegt anders. Wir freuen uns doch, wenn ein Gelehrter uns den Weg führt, den seine eignen Gedanken genommen haben; und dabei geht er oft von dem der Natur nach Späteren, das der menschlichen Betrachtung näher liegt, rückwärts zum Ursprung. Müssen wir dem natürlichen Menschen, den der Dichter zu uns reden läfst, oder dem naiven Dichter selbst nicht das gleiche Recht zugestehen und ihm gerne nachgehen, wenn er sich an seiner Erinnerung in die Vergangenheit zurücktastet?

Die eigentliche Schwierigkeit fürs Übersetzen entsteht da, wo die Stufen der Erzählung oder Betrachtung durch Teile eines zusammengesetzten Satzes gebildet werden. Wenn Herodot (VI 113) berichtet: *τοῖσι τὸ μέσον ῥήξασι αὐτῶν, συναγαγόντες τὰ κέρεα, ἐμάχοντο καὶ ἐνίκων Ἀθηναῖοι,* so sind die Schüler geneigt zu

verdeutschen: „gegen die, welche das Centrum durchbrochen hatten, kämpften die Athener, nachdem sie mit den Flügeln eingeschwenkt waren, und blieben Sieger"; freilich erkennen sie dann leicht, dafs die taktische Bewegung vor den Kampf gehört, und verbessern: „gegen die, welche durchgebrochen waren, schwenkten die Athener mit den Flügeln ein und erfochten den Sieg". Aber das Mittel zur Herstellung der sachgemäfsen Ordnung ist nicht immer so bequem zu finden. Xenophon schreibt Memor. I 3, 6: *εἰ δέ ποτε κληθεὶς ἐθελήσειεν ἐπὶ δεῖπνον ἐλθεῖν, ὃ τοῖς πλείστοις ἐργωδέστατόν ἐστιν, ὥστε φυλάξασθαι τὸ ὑπὲρ τὸν κόρον ἐμπίπλασθαι, τοῦτο ῥᾳδίως πάνυ ἐφυλάττετο,* und es ist klar, dafs wir nicht sagen dürfen: „so hütete er sich vor dem was den meisten u. s. w.", mit nachklappendem „sehr leicht". Vielmehr: erst der Anlafs, dann die Aufgabe die aus ihm erwächst, zuletzt die Lösung. Also etwa: „wenn er einmal eingeladen zu einem Gastmahl gehen wollte, wo es für die meisten sehr schwierig ist darauf zu achten dafs sie sich nicht überladen, so achtete er hierauf ganz leicht". *Quae cum ita sint, si* kann man oft übersetzen: „wenn unter diesen Umständen"; aber es giebt Fälle, in denen das nicht angeht, z. B. ad fam. XIII 50, 2: *quae cum ita sint, si ullam in amicitia mea spem habes, hoc mihi da atque largire ut M'. Curium sartum et tectum, ut aiunt, conserves.* Cicero hat dem Freunde, an den er den M'. Curius empfehlen will, sein nahes Verhältnis zu diesem geschildert, und kann nicht fortfahren: „wenn du unter diesen Umständen irgend eine Hoffnung auf meine Freundschaft setzest"; denn die Umstände haben mit dieser Annahme gar nichts zu thun, sie dienen nur der nachfolgenden Bitte als Begründung. Wir trennen sie daher von dem wenn-Satze und schreiben: „So liegt die Sache; wenn du also irgend eine Hoffnung auf meine Freundschaft setzest, so thu mir den grofsen Gefallen, dafs du den M'. Curius in gutem Stande, wie man sagt, erhältst".

In den drei bisher besprochenen Beispielen war das Stück, dem der passende Platz gesucht wurde, ein Gedankenglied; nicht wesentlich anders stellt sich die Aufgabe, wenn ein einzelner Begriff, etwa das Subjekt, den Stützpunkt für die stilistische Erwägung bildet. So bei Sallust Iug. 103, 2: *Tum rursus Bocchus, seu reputando quae sibi duobus proeliis venerant, seu admonitus ab aliis amicis quos incorruptos Iugurtha reliquerat, ex omni copia necessariorum quinque delegit, quorum et fides cognita et ingenia validissma erant.* „Jetzt wieder Bocchus! mochte er nun erwägen . . ., oder war er . . . ermahnt: er wählte . . .“ Ein andermal wird man einen ganzen Satz bilden, um das Subjekt loszulösen (vgl. S. 72), die andern Satzteile in ihrer Reihenfolge zu lassen und den Eindruck der Spannung zu erhalten; z. B. Iug. 14, 11: *Ecce autem ex improviso Iugurtha, intoleranda audacia, scelere atque superbia sese ecferens, fratre meo atque eodem propinquo suo interfecto, primum regnum eius sceleris sui praedam fecit; post, ubi me* etc. „Siehe, da trat unversehens Jugurtha hervor, unerträglich in seiner Frechheit und in frevelhaftem Übermute sich brüstend; er tötete meinen Bruder, seinen Verwandten, und machte zuerst dessen Reich zu seiner Beute, dann u. s. w.“ Auch eine Frage kann für solche Umbildung gute Dienste thun. Catil. 51, 5 rühmt Cäsar die Milde, die das römische Volk immer auch gegen Schuldige bewiesen habe: im Kriege gegen Perseus stellte sich Rhodus auf die Seite der Gegner; *sed postquam bello confecto de Rhodiis consultum est, maiores nostri, ne quis divitiarum magis quum iniuriae causa bellum inceptum diceret, inpunitos eos dimisere.* Hier brachte einer meiner Schüler, als einmal dieser Abschnitt in der Klasse schriftlich übersetzt wurde, von selber die Form: „Aber als nach Beendigung des Krieges über die Rhodier beraten wurde, was thaten da unsere Vorfahren? Damit niemand sagen könnte . . . ., liefsen sie sie ohne Strafe davonkommen“.

Doch wir geraten wieder in Gefahr einem späteren Kapitel vorzugreifen, dem, welches der richtigen Auffassung und Wiedergabe lateinischer und griechischer Perioden dienen soll. Ehe wir zu diesem letzten Gegenstand unsrer Betrachtung übergehen, müssen wir die ihm entsprechende Erscheinung im Kleinen, in der Verbindung der einzelnen Worte, aufsuchen.

VIII.

Verschiebung des Gewichtes.

> **Der Buchstabe tötet, der Geist aber macht lebendig. Paulus.**

1. Um eine für den Sinn wertvolle Reihenfolge der Vorstellungen festzuhalten, war es unter Umständen geboten die Kasusform eines Wortes, d. h. die syntaktische Beziehung eines Begriffes, zu ändern. Dies ist im Grunde nur ein specieller Fall einer viel allgemeineren Erscheinung. *Iunone secunda* (Aen. IV 45) übersetzen wir „von Iuno geleitet“, *οὔ ποτε γὰρ φρενόθεν γ' ἐπ' ἀριστερά, παῖ Τελαμῶνος, ἔβας τόσσον, ἐν ποίμναις πίτνων* (Ai. 183 ff.) „nie gingst du so weit vom rechten Wege ab, in die Herden zu fallen“ — und ersetzen an der einen Stelle Aktiv durch Passiv, an der andern Particip durch Infinitiv, weil wir eine breite Umschreibung vermeiden wollen. Beide Beispiele gehören noch dem Gebiete der Flexionslehre an, das zweite weist aber schon hinüber in das der Wortbildung. Denn Particip und Infinitiv sind Verbalnomina, und mit ihrer Vertauschung geschieht nichts wesentlich anderes, als wenn der Quintaner angehalten wird für *ab urbe condita* zu sagen „seit Gründung der Stadt“, oder wenn der Primaner etwa Ann. I 59 (*Fama dediti benigneque excepti Segestis*) von selbst beginnt: „Das Gerücht von der Übergabe und gütigen Aufnahme des Segestes“. Man kann in solchen Umwandlungen zu weit gehen. In dem Satze *Ubi illam gloriam trucidantium Crassum, exturbantium Antonium, si mancipium Caesaris, tot per annos servitutem perpessum, Parthis imperitet?* (Ann. II 2) will Nipperdey die Participia so übersetzt haben, als ob *trucidationis extur-*

bationis dastünde; und doch vermag unsre Sprache dem Original zu folgen: „wo sei der Ruhm der Männer, die den Crassus niedermetzelten, den Antonius austrieben?“ Aber recht oft werden wir allerdings genötigt sein, ein Element des Satzes im Deutschen in eine andre Wortart überzuführen. Viele Fälle der Art sind jedem geläufig: *virtutum studia* (Cic. Cat. Mai. 8, 26) „edles Streben“, *omnium fama* (ebd. 17, 61) die „öffentliche Meinung“, *cursu aequare* „mitlaufen“, *natura pudorque meus* (pro Rosc. Am. 4, 9) „meine natürliche Schüchternheit“, *temeritas et casus, non ratio nec consilium* (de divin. II 41, 85) „der blinde Zufall, nicht vernünftige Überlegung“; für *facilius proniusque fuit* (Sallust Iug. 80, 4) stellt sich bald ein: „es war leichter und ging flotter von statten“, für *manu voce vulnere sustentabat pugnam* (Ann. II 17): „wie er kämpfend rufend verwundet die Schlacht zum Stehen zu bringen suchte“. Aber es giebt auch Fälle, in denen schon einiges Nachdenken dazu gehört, eine glückliche Umbildung zu finden. Die Worte, welche Tacitus dem Germanenhelden in den Mund legt (Ann. I 59): *Arminium potius, gloriae ac libertatis, quam Segestem, flagitiosae servitutis ducem, sequerentur,* möchten wir nicht gern verwässern, sagen deshalb kurz: „sie sollten lieber dem Arminius zu Ruhm und Freiheit als dem Segestes zu schimpflicher Knechtschaft folgen“. Wie hier die Präposition so kann oft ein Adverb die Aufgabe erfüllen, der im Lateinischen ein Nomen oder Pronomen dient. „Hier zuerst dem Boden zurückgegeben“, für ein lateinisches *redditus his primum terris* (Aen. VI 18), ist wieder ein ganz bekannter Typus. Manchmal wird es gar nötig sein, den Inhalt eines Wortes durch einen Satz zu umschreiben. Wir erinnern uns an δαιμόνιος, an ὢ πόποι („Ist es zu glauben?“) oder an die Scheltworte des übermütigen Freiers ρ 375, die man neuerdings hat ändern wollen, weil sie keinen Sinn gäben: ὦ ἀρίγνωτε συβῶτα, „daran erkennt man dich recht, Sauhirt“.

Das Gemeinsame all solcher Beispiele ist kürzlich von Münch und dann wieder von Julius Keller treffend benannt

worden. Es besteht in einer „Verlegung von Momenten des Gedankenausdrucks“, wie der eine, in einer „Verschiebung des begrifflichen Schwerpunktes“, wie der andre sich ausdrückt. Das, was der Erscheinung zu Grunde liegt, ist, grammatisch gesprochen, die Verschiebung eines Abhängigkeitsverhältnisses; und vom Satzbau her glauben wir zu wissen, dafs diese vorzugsweise in zwei Richtungen erfolgen kann: entweder so, dafs Unterordnung in Nebenordnung, oder so, dafs Nebenordnung in Unterordnung geändert wird. Vielleicht könnte die Herausarbeitung eines Attributes wie *ἀρίγνωτε* als Beispiel der ersten Art gelten, so gut wie jede Verwandlung eines participialen Ausdruckes in einen koordinierten Satz, während die Annahme eines *ἓν διὰ δυοῖν* sicher der zweiten angehört: *membris et mole* (Aen. V 431) „durch die Wucht seiner Glieder“. An einer andern Stelle bei Vergil haben wir beide unmittelbar hintereinander, Aen. VI 475 f. (*nec minus Aeneas casu concussus iniquo prosequitur lacrimis longe et miseratur euntem*): „gleichwohl ist Äneas erschüttert durch das harte Schicksal und begleitet weithin ihren Gang mit Thränen des Mitleids“. Aber abgesehen von diesen leicht verständlichen und vielumfassenden Kategorien steht es in der Mehrzahl der Fälle doch anders. Ein Kasus, der in einen andern verwandelt wird, tritt aus der abhängigen Stellung nicht heraus, er wechselt nur den Herrn. Ebenso ein aktives Participium das in ein passivisches übergeht, ein Adjektiv das zum Adverb wird, oder umgekehrt: sie bleiben abhängig, suchen aber anderswo sich anzulehnen. Oder aber, sie werden selbständig und übernehmen zugleich die Herrschaft über eben den Begriff, dem sie vorher als nähere Bestimmung dienten; *post reges exactos* „nach Vertreibung der Könige“, *λάθε βιώσας* „lebe im Verborgenen“ sind bekannte Beispiele dafür, wie Regierendes und Regiertes ihren Platz tauschen. Fast alles, was den zu Anfang dieses Kapitels vorgeführten Proben gleichartig oder ähnlich ist, wird sich in eine der beiden zuletzt bezeichneten Gruppen einordnen lassen.

Nachdem sie erkannt sind, erwächst die Aufgabe, jede von ihnen etwas genauer zu beschreiben.

2. Wir beginnen mit Fällen, in denen ein Attribut von einem nominalen Begriff getrennt wird und sich an einen anderen nominalen Begriff anschliefst. *Pedites sagulo leves* schrieb Tacitus (Germ. 6), wir übersetzen mit Döderlein: „in leichtem Feldmantel“. Wenn Cicero (pro Mur. 2, 3) sagt: *Catoni vitam ad certam rationis normam derigenti,* so können wir alle einzelnen Begriffe in ähnlicher Gruppierung erhalten, nur so dafs *certus* mit *ratio* statt mit *norma* verbunden wird: „der sein Leben nach der Richtschnur einer bestimmten Theorie einrichtet“. Etwas künstlicher verschlungen ist das Verhältnis zwischen fremdem und deutschem Ausdruck etwa bei Vergils Worten (Aen. VII 207) *Dardanus Idaeas Phrygiae penetravit ad urbes*: „zu den Städten am phrygischen Ida“. Und vollends frei vom Wortlaut müssen wir uns machen, wenn wir Horazens Gedanken *partem solido demere de die* (I 1, 20) erträglich verdeutschen und zugleich das Bild bewahren wollen: „dem Tage einen Bruchteil rauben“. — Nicht minder häufig ist der Austausch zwischen Adjektiv und Adverb, d. h. der Übertritt eines Begriffes, durch den im Lateinischen oder Griechischen ein Nomen näher bestimmt wird, in die Abhängigkeit von einem Verbum. Didos Worte (IV 379) *ea cura quietos sollicitat* übersetzt Schiller treffend: „das stört sie auf in ihrer goldnen Ruh“. Tekmessa berichtet dem Chor (Ai. 321 f.): *ἀψόφητος ὀξέων κωκυμάτων ὑπεστέναζε,* „ohne scharfen Laut der Klage stöhnte er verhalten“. Hierher gehören die zahlreichen Adjektiva, die namentlich Homer gebraucht, um Zeitangaben zu machen, die wir (logisch richtiger) auf die Handlung des Satzes anstatt auf das Subjekt oder Objekt beziehen: *πανημέριοι σεῖον, εὗδεν παννύχιος, χθιζὸς ἤλυθες.* Auch das Subjekt selber kann durch einen Begriff gebildet sein, der in der Übersetzung besser zur näheren Bestimmung des Verbums verwandt wird, wie Tacitus Ann. IV 40: *principum diversam esse sortem, quibus praecipua rerum ad famam derigenda,*

„verschieden sei das Los der Fürsten, die sich in der Hauptsache nach der Meinung richten müfsten". — Seltener ist die umgekehrte Verschiebung, dafs ein Satzteil, der dem Verbum angeschlossen war, deutsch als Attribut oder Prädikat zum Nomen gezogen wird. Davon bietet Tacitus noch ein paar Beispiele: (Germ. 11) *audiuntur auctoritate suadendi magis quam iubendi potestate* „mehr als einflufsreiche Ratgeber denn als befugte Machthaber" (Döderlein), und (Histor. I 36): *et omnia serviliter pro dominatione* „kurz: ganz Diener, um Herr zu werden". Auch dafs das Prädikatsverbum selbst seinen Inhalt hergeben mufs, um im Deutschen ein Subjektsnomen zu bilden, kommt vor, z. B. bei Sallust Catil. 20, 2: *nequiquam opportuna res cecidisset* „vergebens wäre der Zufall günstig gewesen". Wie hier als Träger des Gedankens nur die Kopula übrig bleibt, so kann es öfters zweckmäfsig sein das Verbum auf eine blofs formale Funktion einzuschränken und die Vorstellung, die ursprünglich in ihm ausgedrückt war, in andrer Gestalt, etwa als Adverbium, heraustreten zu lassen. *Cum barbaris aeternum omnibus Graecis bellum est eritque,* schreibt Livius (31, 29, 15): „mit Barbaren haben alle Griechen ewigen Krieg, jetzt und künftig". In Vergils Worten (VIII 20 f.): *atque animum nunc huc celerem nunc dividit illuc in partisque rapit varias perque omnia versat,* müssen wir wohl zu diesem Mittel greifen, wenn der Begriff von *dividere* nicht ganz aufgegeben werden soll: „und er wendet den schnellen Geist teils hierin teils dorthin, reifst ihn in wechselnde Richtung und tummelt ihn nach allen Seiten". Aus *mallet* machten wir in einem früher (S. 91) erwähnten Satze aus Tacitus „anstatt", um eine ausdrucksvolle Wortfolge nicht zu stören. Ein andermal mag es gelingen zugleich diese und den Vorstellungsgehalt des Verbums zu wahren, z. B. Cic. Lael. 20, 74: *dispares mores disparia studia sequuntur* „Ungleichheit des Charakters hat Ungleichheit der Interessen im Gefolge". — Innerhalb des verbalen Gebietes sind es namentlich die Prädikate der Ablativi absoluti, die oft

beim Übersetzen ihre Zugehörigkeit wechseln müssen. Ein Beispiel dafür wurde schon (S. 98) erwähnt, einige weitere liefert ebenfalls Vergil: *quo numine laeso* (so! Aen. I 8) „in welchem Wunsche gekränkt“, *magna stipante caterva* (IV 136) „von einer grofsen Schar begleitet“, *commixta grandine nimbus* (IV 120) „Regen mit Hagel gemischt“. Früher durfte der Lehrer auch wagen *coniecta cerva sagitta* (IV 69) als „die vom Pfeil getroffene Hinde“ wiederzugeben; jetzt mufs er sich vor solcher Freiheit hüten: sie würde Verwirrung stiften und dazu beitragen, dafs an anderen Stellen die Stümperei im Lesen und Verstehen, die durch Verkürzung der Dichterlektüre und Unterdrückung der metrischen Übungen schon schlimm genug geworden ist, vollends ins Unerträgliche sich steigert.

Zu ähnlicher Behandlung fordert das Participium coniunctum auf. Wenn Vergil den Schmuck der jungen Trojaner beschreibt (V 556): *omnibus in morem tonsa coma pressa corona,* so sagen wir: „allen ist ein Kranz von richtig beschnittenen (Zweigen) ins Haar gedrückt“. Auch Fälle wie Aen. VIII 177 f. (*praecipuumque toro et villosi pelle leonis accipit Aenean*) gehören hierher, obwohl das vom Verbum abgeleitete Adjektiv da nur deutsch als Particip erscheint: „er empfängt auszeichnend“. Hier wird Passiv in Aktiv verwandelt; viel häufiger umgekehrt, weil die aktivischen Participia im Deutschen nur einen sehr beschränkten Gebrauch haben: *ἐελδομένῳ δέ μοι ἦλθον* (*μ* 438) „ersehnt kamen sie mir“. Namentlich das des aktiven Aorists nachzubilden können wir gar nicht versuchen: *τὸν ἡγεμόνα δήσαντες παραδιδόασιν αὐτοῖς* (Anab. IV 2, 1), *θαλάμοιο θύρην πυκινῶς ἀραρυῖαν κάλλιπον ἀγκλίνας* (*χ* 155 f.), *ἠθέλησε δ' αἵματος κοινοῦ πάσασθαι, τοὺς δὲ δουλώσας ἄγειν* (Soph. Ant. 201 f.). Wenn ich nicht irre, hilft man sich hier oft mit umschreibenden Nebensätzen: „nachdem sie gebunden hatten, nachdem er geknechtet hätte“. Richtiger ist es doch wohl die Gedrungenheit des griechischen Ausdruckes so viel als möglich zu erhalten; und hier ist es vollkommen möglich, sobald man

die Participia ins Passivum setzt und auf das Objekt anstatt auf das Subjekt bezieht; „sie überliefern den Wegweiser gebunden; ich liefs die Thür angelehnt; er wollte sie geknechtet wegführen“.

Sind die Schüler an diese Umformung einmal gewöhnt, so werden sie sich nicht fürchten sie auch da anzuwenden, wo das Verbum finitum *ἔχω* ist: *τὸν Ἀστυάγεα Κῦρος καταστρεψάμενος ἔσχε* (Hdt. I 75) „er hatte unterworfen“; *τὰς Θυρέας ταύτας ἀποταμόμενοι ἔσχον οἱ Λακεδαιμόνιοι* (I 82) „hatten weggenommen“; *τοῖσι Κλεισθένης καὶ δρόμον καὶ παλαίστρην ποιησάμενος ἐπ' αὐτῷ τούτῳ εἶχε* (VI 126) „ihnen hatte Kleisthenes eine Rennbahn und einen Ringplatz *ad hoc* [wie man beinahe sagen möchte] machen lassen“. Man könnte an unsern Übersetzungen Anstofs nehmen, weil das griechische *ἔχειν* auch in solchen Verbindungen noch mehr Gewicht eigner Bedeutung habe als unser „haben“. Aber das gilt doch nur für einen Teil der Beispiele, und schon in dem letzten der soeben von Herodot angeführten ist die Vorstellung des Besitzens stark verblafst. Vollends bei anderen und späteren Schriftstellern ist *ἔχειν* mit einem aktiven Participium der Vergangenheit kaum verschieden von dem einfachen Perfekt oder Plusquamperfekt: *πρᾶγος ἄσκοπον ἔχει περάνας* (Soph. Ai. 21 f.), *τὸν μὲν προτίσας τὸν δ' ἀτιμάσας ἔχει* (Ant. 22), *σὺ μὲν γῆν τήνδε διολέσας ἔχεις* (Eurip. Herakl. 264). Und in Wahrheit sind ja doch die zusammengesetzten Zeitformen in den modernen Sprachen eben auf dem Wege entstanden, den die Entwickelung des Gebrauches von *ἔχειν* zeigt. Nimmt man einige verwandte Thatsachen noch zum Vergleich hinzu, wie ein lateinisches *clausum lacu ac montibus et circumfusum suis copiis habuit hostem* (Liv. 22, 4, 5) oder bei Homer (*ω* 491) *μὴ δὴ σχεδὸν ὦσι κιόντες* „dafs sie nicht schon nahe gekommen sind“, so ergiebt sich eine neue Bestätigung dessen was wir wiederholt gefunden haben: wie abgebrauchte und verständnislos nachgesprochene Ausdrucksweisen der Muttersprache dadurch mit einem Male durchsichtig werden

und neues Leben empfangen, dafs sie zur Übersetzung von Worten oder Wortverbindungen einer älteren Sprache verwandt werden, die denselben Prozefs der Abschleifung begonnen haben, aber dem Ausgangspunkt noch ein erkennbares Stück näher stehen.

3. Das Bild von der Verlegung des Schwerpunktes pafst besonders deutlich da, wo abhängiges und übergeordnetes Glied ihre Rollen tauschen; und dafür ist wieder das einfachste Beispiel die Beziehung zwischen Substantiv und Attribut. *Atavi reges* sind „königliche Ahnen", *Numidae agrestes* bei Sallust (Iug. 18, 8) „numidische Bauern", *declivis latitudo* (ebd. 17, 4) eine „breite Senkung". Was Demosthenes (I. Olynth. 8) *παραπεπτωκότα καιρόν* nennt, ist nicht „eine (uns) zugefallene Gelegenheit" sondern ein „gelegener Zufall", der nebenbei wieder dazu verhilft ein geläufiges deutsches Wort in seinem Ursprunge zu verstehen. *Dirae ultrices* (IV 610) meinte Vergil doch wohl als „rächende Diren"; wir werden seinem Gedanken nicht untreu, wenn wir sie in „grausige Rachegöttinnen" verwandeln. In all diesen Fällen wurde das Substantiv bei der Übersetzung zum Adjectiv; es kann aber auch in der Weise untergeordnet werden, dafs es Substantiv bleibt. So im Aias 17 *χαλκοστόμου κώδωνος ὡς Τυρσηνικῆς*: „wie von dem ehernen Munde einer tyrrhenischen Trompete". Aus dem abstrakten Gebiete gehört hierher der Typus *ab urbe condita* mit seiner Schar von Anwendungen (vgl. S. 98. 100). Weiter giebt es ähnliche Vertauschungen auch für solche Nomina, die nicht gerade im Verhältnis von Substantiv und Attribut mit einander verbunden sind: *plenis nubilis annis* (Aen. VII 53) „volljährig zur Vermählung", *primaevo flore iuventus* (ebd. 162) „die erste Blüte der Jugend", *armatum peditem gravis attulit alvo* (VI 516) „brachte im Leibe die Last bewaffneten Fufsvolkes mit".

Von dem Wechsel zwischen verbaler und nominaler Fassung eines Begriffes bietet Vergils Beschreibung der Fama ein Beispiel (IV 175): *mobilitate viget* „Beweglichkeit ist ihr Leben". Im

weiteren Sinne verwandt ist auch die Art, wie Prädikat und adverbielle Bestimmung einander ablösen müssen, damit Sallust Catil. 51, 27 verstanden werde: *Omnia mala exempla ex bonis orta sunt; sed ubi imperium ad ignaros eius aut minus bonos pervenit, novum illud exemplum ab dignis et idoneis ad indignos et non idoneos transfertur.* Statt *sed* hat man *et* schreiben wollen oder *scilicet*; und wirklich enthält der folgende Satz zum vorhergehenden eher eine Begründung als einen Gegensatz. Alle Schwierigkeit verschwindet, wenn wir auf *bonis* den Hauptton legen und übersetzen: „Jedes schlechte Verfahren war ursprünglich gut; aber . . . .“ Genauen Ausgleich des Besitzstandes zwischen beiden Gebieten haben wir bei Horaz Od. I 12, 39: *gratus insigni referam camena* „will ich dankbar durch den Bericht (*referam*) meiner Muse auszeichnen (*insigni*).“ Und ähnlich einmal in den Annalen (IV 32): *libero egressu memorabant* „sie ergingen sich in freier Erzählung“. — Das Verbalsubstantiv leitet wieder hinüber zum Participium: *cohortatus milites, ut se intuentes pugnarent* (Liv. 31, 24, 11), „daſs sie beim Kampfe auf ihn blicken sollten“. Und damit sind wir bei den Fällen angelangt, in denen die Begriffe, die um einen gemeinsamen Punkt gravitieren, beide Verba sind. Die Art wie Telemach den Sauhirten an seinen Tisch zieht, *νεῦσ᾽ ἐπί οἷ καλέσας* (ρ 330), bleibt auch sachlich unverstanden, wenn nicht übersetzt wird: „er rief ihn durch einen Wink zu sich“. An den abgeschliffenen Gebrauch von Verben wie *λανθάνω τυγχάνω διατελῶ* wurde schon erinnert. Natürlich wird man auch hier dafür sorgen, daſs der Zusammenhang zwischen Grundbedeutung und freier Übersetzung den Schülern nicht verloren geht, und gern die Gelegenheit benutzen, wo einmal der eigentliche Sinn greifbar hervortritt. *Τυγχάνει οὖν ἐμοὶ ἡ αὐτὴ ἔχθρα πρὸς Ἀγόρατον τουτονὶ καὶ τῷ πλήθει τῷ ὑμετέρῳ ὑπάρχουσα* (Lys. 13, 1) lautet auf deutsch: „Es trifft sich nun, daſs für mich dieselbe Feindschaft besteht wie für das Volk, das ihr vertretet“. Mit einem „zufällig“ wäre hier gar nichts anzufangen, so geläufig sonst

Beispiele solcher adverbiellen Umformung jedem Leser des Griechischen sind. Auch im Lateinischen kommt Ähnliches vor. *Dic et argutae properet Neaerae murreum nodo cohibere crinem,* sagt Horaz (III 14, 21 f.) und meint: „sie möge eilends das Haar zusammenraffen". Äneas beobachtet die von seiner Mutter gesandten Tauben: *quo tendere pergant* (VI 198) „wohin sie weiter (ihren Flug) richten". Besonders oft begegnet in solcher Anwendung *solere*: *quale solet silvis brumali tempore viscum fronde virere nova* (Aen. VI 205 f.) „wie manchmal in den Wäldern die Mistel grünt"; (*se*) *tantum modo audire solitum ex Gabinio* (Sall. Catil. 47, 1) „er habe nur öfter von Gabinius gehört"; *saepe audivi mirari solitum C. Fabricium* (Cat. mai. 13, 43) „Fabricius habe sich immer wieder gewundert". Die Beispiele würden sich leicht vermehren lassen.

Wir brechen hier ab, um nunmehr die wechselnden Beziehungen grammatischer Abhängigkeit, sowohl für sich wie im Austausch mit der parataktischen Verbindung, dahin zu verfolgen, wo sie am interessantesten sind und ihr eigentliches Reich haben, im Satzgefüge. Gelegentlich (S. 100) wurde dieses Kapitel schon gestreift. Denn natürlich ist die Grenze keine absolute, und es wird immer nur auf den Standpunkt der Betrachtung ankommen, ob eine participiale Konstruktion als verkürzte Form des Satzes oder als erweiterte einer attributiven oder adverbiellen Bestimmung gelten soll. Die Frage, wann ein Wort in einen Satz aufgelöst, wann umgekehrt ein Satz in ein Wort zusammengedrängt werden müsse, mag denn den Anfang machen von dem, was über die letzten Aufgaben des Stiles zu sagen bleibt.

IX.

Satzbau.

Der Stil ruht auf den tiefsten Grundfesten der Erkenntnis, auf dem Wesen der Dinge, insofern uns erlaubt ist es in sichtbaren und greiflichen Gestalten zu erkennen.
Goethe.

1. Ein durchgehender Unterschied zwischen dem Stil der Griechen und Römer und unserm heutigen besteht darin, dafs sie vieles in Form eines Satzes sagten, was wir durch ein abstraktes Substantiv ausdrücken. Beispiele liefert jedes Lehrbuch der Stilistik in Menge. Livius 8, 27, 9: *decernitur ut societas cum Samnitibus renovaretur* „die Erneuerung des Bündnisses wird beschlossen"; ebenda 11: *nihil ultra, quam ut frustra paeniteret, restabat* „nichts weiter als vergebliche Reue blieb übrig". Im Griechischen ist es dasselbe: Xenophon Memor. II 1, 25 *οὐδενὸς ἀπεχόμενος, ὅθεν ἂν δυνατὸν ᾖ τι κερδᾶναι,* „indem du dich von keiner möglichen Quelle des Gewinns fernhältst". In demselben Werke I 1, 11 (*οὐδεὶς πώποτε Σωκράτους οὐδὲν ἀσεβὲς οὐδὲ ἀνόσιον οὔτε πράττοντος εἶδεν οὔτε λέγοντος ἤκουσεν*) können wir die Verba wenigstens im Infinitiv festhalten: „keiner hat jemals den Sokrates etwas Unehrerbietiges oder Gottloses thun sehen oder sagen hören"; aber fast natürlicher wäre uns doch das abgeschlossene Substantivum: „keiner hat von ihm eine unehrerbietige oder gottlose Handlung oder Äufserung gesehen oder gehört". Offenbar ist auch dies ein Merkmal der alternden Sprache, die schon viel erlebt hat und sich manche Bequemlichkeit gönnt: eine Verbindung von Begriffen zum Gedanken, die der jugendliche Geist erst frisch vollzog oder, wenn

das schon geschehen war, doch in jedem Augenblick wieder als werdend empfand und in der Form des Geschehens ausdrückte, verliert allmählich ihr Leben, wird dem überlieferten Besitz eingereiht und in Gestalt eines abgeleiteten Substantivs aufbewahrt. Wie viele Sätze mufsten gebildet, gebraucht und verbraucht werden, ehe Substantiva wie Begutachtung, Veranstaltung, Bereitwilligkeit entstehen konnten, ganz zu schweigen von modernsten Ungetümen wie Vergesellschaftung, Wissenschaftlichkeit, Beanlagung!

Die erstarrten Denkoperationen, die in solchen Wörtern zusammengefafst sind, bieten der abstrakten Verstandesarbeit handliches Material: aber sie thun das Ihre dazu, um der Sprache den Hauch des Ursprünglichen zu nehmen. Und indem sie es auch dem Schwätzer möglich machen scheinbar etwas zu sagen, dadurch dafs er die inventarisierten Gedanken früherer Menschen hin- und herschiebt, bedrohen sie einen Stil, der noch in der Bildung begriffen ist, mit ernster Gefahr. Was über diese Gustav Rümelin in einer seiner letzten akademischen Festreden[43]) gelehrt hat, sollte niemand, der deutsche Aufsätze oder Übersetzungen zu korrigieren hat, ungelesen lassen. Namentlich bieten die letzteren einen Anhalt, um dem Prozefs der Erstarrung entgegenzuarbeiten und die Lernenden dahin zu bringen, dafs sie sich des Zusammenhanges zwischen ihren Vorstellungen unmittelbar bewufst werden und ihn mit eignen Worten aussprechen. Man darf sie nur nicht in dem Glauben erhalten, dafs es unbedingt erwünscht sei einen Nebensatz in ein deutsches Verbalsubstantiv zusammenzudrängen, mufs sie vielmehr auf die Umstände achten lehren, unter denen es richtiger ist die Ausdrucksweise der Vorlage nachzuahmen. Ein Beispiel der Art ist schon (S. 17) vorgekommen; weitere finden sich leicht, und selbst unter denen, die gerade für die Verwandlung in ein Substantiv verwertet zu werden pflegen. *Cum multa crudeliter avareque fecisset, petiit a Pharnabazo* (Cornel Lys. 4, 1) wird in einem viel gebrauchten Schulbuch übersetzt: „nach

mancher grausamen That u. s. w." Es heifst aber vollständig: *cum Lysander praefectus classis in bello multa crudeliter avareque fecisset deque his rebus suspicaretur ad cives suos esse perlatum, petiit a Pharnabazo.* Sollen wir nun sagen: „Da Lysander nach mancher grausamen und habsüchtigen That als Führer der Flotte im Kriege vermutete u. s. w."? Dann schweben „als Führer" und „im Kriege" in der Luft oder lehnen sich an „vermutete" an: das Verständnis wird erschwert. Also besser: „Da Lysander als Führer der Flotte im Kriege vielfach grausam und habsüchtig gehandelt hatte und vermutete". *Ἐὰν δέ ποτε γένηταί τις ὑποψία σπάνεως ἀφ' ὧν ἔσται ταῦτα,* sagt die *Κακία* zu Herakles (Mem. II 1, 25), und man könnte vorschriftsmäfsig verdeutschen: „sollte jemals die Befürchtung eines Mangels an Mitteln zu solchen Freuden eintreten". Das ist abscheulich; wir müssen die verbale Form des Gedankens, die an der einen Stelle verschwindet, an der andern wieder hervortreten lassen: „sollte jemals die Befürchtung aufkommen, dafs die Mittel zu solchen Freuden mangeln könnten". —

Den Mifsbrauch der Substantiva zu vermeiden werden die Schüler sich um so eher gewöhnen, wenn sie daran erinnert werden, dafs es doch auch Fälle genug giebt, in denen ein einzelnes Wort der fremden Sprache im Deutschen durch einen Satz umschrieben werden mufs. *Irritatio animorum ea prima fuit,* schreibt Livius (31, 14, 10), und wir sagen: „dies war das erste, was die Gemüter aufregte". Ähnlich bei Cicero (pro Deiot. 3, 8): *adfectum illum quibusdam incommodis et detrimentis propter offensionem animi tui meminerant;* d. i. „weil du dich verletzt gefühlt hattest". So ist in der vierten catilinarischen Rede (8, 16) *fortuna huius civitatis* deutsch, mit verbaler Wendung: „das Glück hier Bürger zu sein". Warum in der Einleitung zu Sallusts Catilina (3, 2) *scriptor* nicht gut als „Schriftsteller" ins Deutsche übergehen kann, wurde früher erklärt. Die Nomina dieses Typus bedürfen öfter einer ähnlichen Umformung; z. B. (Aen. VI 529) *hortator scelerum Aeolides:*

„dessen Beruf es ist zum Frevel zu raten". Dafs absolute Participialkonstruktionen oft im Deutschen zu Sätzen sich ausdehnen, braucht nur erwähnt zu werden. Hervorgegangen sind sie ja aus dem adverbialen Gebrauch der Kasus, der lateinische Ablativus absolutus aus dem Ablativus modi, temporis, causae; und so wäre die Übersetzung durch einen präpositionalen Ausdruck an sich das Natürliche. Aber wenn wir z. B. Ann. II 9 für *quaesito an Caesar venisset* gleich kurz sagen, „auf die Frage ob Cäsar gekommen sei", so giebt wenige Zeilen später ein Ablativ, obwohl in ihm die instrumentale Beziehung noch lebendig ist, ein Beispiel entgegengesetzter Art: *insignis fide et amisso per vulnus oculo paucis ante annis duce Tiberio.* „Durch den Verlust des Auges" geht nicht an; denn was soll dann aus den angehängten Bestimmungen werden? Wir müssen uns zum Bau eines Satzes entschliefsen. Stellen wie diese erinnern noch daran, dafs der Abl. absol. im Grunde nur ein adverbial gebrauchtes Nomen mit Attribut ist, also die Anwendung des Particips in ihm von der im Participium coniunctum nicht wesentlich verschieden. Doch verlangt dieses auch hier wieder eine eigene Betrachtung.

Im vorigen Kapitel wurden Proben gegeben, wie die Knappheit des participialen Ausdruckes durch Verschiebung in ein anderes Genus verbi oft beim Übersetzen erhalten werden kann; natürlich wäre es sehr verkehrt das Streben danach zum Gesetz zu machen. Livius schildert 31, 34, 4 den schrecklichen Eindruck, den der Anblick der im Kampf mit den Römern Gefallenen auf die Soldaten des Königs von Macedonien machte: *postquam gladio Hispaniensi detruncata corpora, bracchiis cum humero abscisis, . . . viderunt.* „Durch das spanische Schwert verstümmelte Leiber" liefse sich sagen; aber dann fehlt ein Anknüpfungspunkt für die genauere Beschreibung, ganz ähnlich wie bei jenem *amisso oculo.* Ein andermal ist der Zusatz, den wir mit hereinziehen müssen, auch im Lateinischen ein ganzer Satz; z. B. in demselben Buche 22, 3: *quamquam per praetorem prope debellatum erat, consul quoque C. Aurelius profectus in*

Galliam victorem exercitum a praetore accepit. Während wir an der vorher angeführten Stelle das Attribut in einen Relativsatz verwandeln („Leiber, die verstümmelt waren, indem . . .“), werden wir hier seinen Inhalt als Hauptsatz koordinieren, um dem Gedanken *quamquam debellatum erat* das Gleichgewicht zu halten. Zusammengenommen dienen diese beiden Sätze aus Livius dem Verständnis einer bekannten Odyssee-Stelle, in der freilich das Attribut kein Participium ist (ι 21 f.): *ναιετάω δ' Ἰθάκην εὐδείελον· ἐν δ' ὄρος αὐτῇ Νήριτον εἰνοσίφυλλον ἀριπρεπές.* „Ich bewohne Ithaka das weithin sichtbare; denn es liegt ein hoher Berg darauf“: dies bleibt unklar; aber jeder begreift: „Ich bewohne Ithaka, das weithin sichtbar ist; denn darauf liegt ein hochragender Berg“. Das blofse Beiwort, auch das nachgestellte, gewann in unsrer Vorstellung nicht Kraft genug, um eine Begründung zu vertragen; es mufste zum Satz erhoben werden. Bei Homer werden wir die vielen Participia, die aufgelöst werden müssen, in der Regel parataktisch anfügen und die schleppenden „nachdem“ und „indem“ vermeiden: *προχόῳ ἐπέχευε φέρουσα* „brachte Wasser und gofs es auf“; *οἷός ποτ' ἐυκτιμένῃ ἐνὶ Λέσβῳ ἐξ ἔριδος Φιλομηλεΐδῃ ἐπάλαισεν ἀναστάς* (ρ 133 f.) „wie er einst in Lesbos aus Anlafs eines Streites aufstand und rang“. Übrigens kommt es doch auch vor, dafs das Particip als solches erhalten werden mufs, wenn der Sinn nicht leiden soll, z. B. ρ 88 ff.: *τοὺς δ' ἐπεὶ οὖν δμῳαὶ λοῦσαν καὶ χρῖσαν ἐλαίῳ ἀμφὶ δ' ἄρα χλαίνας οὔλας βάλον ἠδὲ χιτῶνας, ἔκ ῥ' ἀσαμίνθων βάντες ἐπὶ κλισμοῖσι καθῖζον.* Schwerlich ist doch das Ankleiden innerhalb der Badewannen erfolgt; der Nachsatz meint also: „da setzen sie sich, den Wannen entstiegen, auf Stühle nieder“. Sehr häufig kann ein Participium gar nicht richtig übersetzt werden ohne klare Anschauung des sachlichen Zusammenhanges; und so wird umgekehrt diese gefördert, indem man nach dem treffenden deutschen Ausdruck sucht. Davon wird noch weiter unten kurz die Rede sein.

2. Die Verwandlung des Particips in einen Nebensatz kann mit einer anderen Verschiebung der Konstruktion verbunden sein. Wenn wir bei Tacitus lesen, Ann. VI 2 [8]: *crediderat epistulae subsidio sibi alterum ex consulibus poscentis,* so übersetzen wir: „dem Briefe, in dem jener forderte“, und haben ein Beispiel einer der beiden Erscheinungen, die im vorigen Kapitel (VII 2) besprochen wurden: ein abhängiges Glied bleibt unselbständig, sucht aber eine andere Beziehung auf, durch die es sich regieren läfst. Einen Relativsatz, der aus stilistischen Gründen vom Nachsatz einer Periode losgelöst und mit dem Vordersatz verbunden wurde, haben wir früher in einer Stelle aus Xenophon gefunden (S. 95). Auch die Art des Satzes kann eine andere werden. Was Cicero pro Mil. 7, 17 kondizional einführt (*Nisi forte magis erit parricida, si qui consularem patrem quam si quis humilem necaverit*), werden wir relativisch unterordnen: „wer als Sohn einen gewesenen Konsul tötet“. Viel häufiger ist das Umgekehrte, dafs Relativsätze bei der Übertragung ins Deutsche ihre Form ändern und nun durch eine Konjunktion eingeleitet werden: *κυνηγέται οἵ τε καθ᾽ ὕλην ἄλγεα πάσχουσιν* (ι 120 f.) „wie sie im Walde Beschwerden erdulden“; *οἵ τε κάτ᾽ αἶσχος ἔχευε καὶ ἐσσομένῃσιν ὀπίσσω θηλυτέρῃσι γυναιξί, καὶ ἥ κ᾽ εὐεργὸς ἔῃσιν* (λ 433 f.) „auch wenn eine brav ist“; *se missum a Crasso, qui Catilinae nuntiaret* (Sallust 48, 4) „um dem Catilina zu melden“. Aus der ganzen Fülle derjenigen Relativsätze, die konsekutiven, kausalen, konzessiven, hypothetischen, finalen Sinn haben, würde ein grofser Teil hierher zu ziehen sein. Das Gemeinsame ist überall, dafs der im Relativsatz enthaltene Gedanke sein attributives Verhältnis aufgiebt und in ein adverbielles eintritt, nicht mehr einem nominalen Begriff zur Bestimmung dient, sondern auf den ganzen Satz, auf die in ihm ausgesagte Handlung bezogen wird.

Auch der zweiten der im vorigen Kapitel beschriebenen Veränderungen begegnen wir hier wieder: dafs regierendes und abhängiges Glied ihre Rollen vertauschen. In dem Satze des

Sallust: *ille vera via nititur, huic quia bonae artes desunt, dolis atque fallaciis contendit* (Catil. 11, 2), ist es wieder die bedeutende Anordnung der Begriffe, die uns nötigt die Konstruktion aufzugeben: „diesem fehlen die guten Eigenschaften, so dafs er mit List und Trug arbeitet“. Eine ähnliche rhetorische Wirkung retten wir bei Vergil Aen. V 144 f. (*non tam praecipites biiugo certamine campum corripuere ruuntque effusi carcere currus*), wenn wir, das grammatische Verhältnis umkehrend, sagen: „So stürzen nicht die Wagen vorwärts, wenn sie im Wettkampf mit dem Zweigespann das Feld hinter sich gerissen haben und nun aus den Schranken ergossen dahinstürmen“. Nicht ganz so stark ist das Gewicht des untergeordneten Gedankens etwa in den Sätzen (bell. civ. III 7, 2): *sed neque illi sibi confisi ex portu prodire sunt ausi* . . . und bei Livius (22, 22, 2): *classis visa cum magna laetitia portum tenuit*; aber auch hier trägt er den Ton, und das deuten wir dadurch an, dafs wir ihn in den Hauptsatz bringen: „jene trauten sich nicht so viel zu, dafs sie gewagt hätten aus dem Hafen hervorzukommen“, und wieder: „die Flotte erschien zu grofser Freude, wie sie auf den Hafen zuhielt“. An und für sich kann man ja gerade in lateinischer Syntax erwarten, dafs die Hauptsache auch im Hauptsatz gesagt sein wird; aber nicht selten ist sie im grammatischen Verhältnis herabgedrückt und dafür durch Wahl des Ausdrucks und Wortstellung um so wirksamer hervorgehoben: das müssen wir dann empfinden und die gleiche Wirkung zu erreichen suchen, wenn auch die Mittel dazu andre werden.

Besonders häufig sind die Fälle, in denen ein Nebensatz zwar nicht durch seine sachliche Bedeutung wohl aber dadurch erhöht wird, dafs er die Handhabe bietet, mittels deren zugleich sein regierender Satz in einen dritten relativisch eingehängt ist. Viele Beispiele dieser Art können wir überhaupt nicht nachahmen und müssen dann die grammatische Verbindung ganz fallen lassen; so Tuscul. I 17, 39: *errare malo cum Platone, quem tu quanti facias scio et quem ex tuo ore admiror, quam*

cum istis vera sentire: „Lieber will ich mit Plato irren (ich weifs wie hoch du ihn stellst und bewundere ihn in deinem Munde) als mit jenen Leuten das Richtige meinen“. Aber es liegt auch oft so, dafs wir die Konstruktion im ganzen bewahren können, nur eben innerhalb des relativen Einsatzes das Gewicht verlegen müssen. Eine vielfach verwertete Musterstelle ist de orat. I 28, 126: *quod a te dictum est esse permulta, quae orator nisi haberet a natura, non multum a magistro adiuvaretur,* „es gäbe viele Eigenschaften, die der Redner von Natur besitzen müsse, wenn er von einem Lehrer überhaupt Nutzen haben wolle“. Noch gewöhnlicher als eigentliche Nebensätze dienen Participien und Infinitive dazu, einen zusammengesetzten Gedanken als Relativsatz unterzuordnen. Civilis suchte die Gallier aufzuwiegeln; *admonebat malorum, quae tot annis perpessi miseram servitutem falso pacem vocarent* (Histor. IV 17): „er erinnerte sie an die Leiden, die sie in so vielen Jahren erlitten hätten, um endlich eine elende Knechtschaft fälschlich Frieden zu nennen“. Lykurg ruft den Athenern die Thaten ihrer Vorfahren ins Gedächtnis: *οἷς παραδείγμασι χρώμενοι βέλτιον βουλεύσεσθε* (*κατὰ Λεωκρ.* 83) „die ihr als Beispiele benutzen mögt, um dann besser zu beschliefsen“. Bei solchem Anlafs mag der Lehrer an die bekannte Formel der dodonäischen Orakelinschriften erinnern, wo z. B. von einem Ehepaar die Götter gefragt werden, *τίνι κα φεῶν ἢ ἡρώων ἢ δαιμόνων εὐχόμενοι καὶ φύοντες λώϊον καὶ ἄμεινον πράσσοιεν καὶ αὐτοὶ καὶ ἁ οἴκησις καὶ νῦν καὶ ἰς τὸν ἅπαντα χρόνον* (GDI. 1582 = Del.[2] 250).

Aus dem Gebiete des anderen Verbalnomens gehören hierher die zahllosen Infinitivsätze, die von Verben des Sagens oder Denkens abhängen, deutsch aber gern zu selbständigen Sätzen erhoben werden mit einem eingeschobenen „wie man erzählt, wie er glaubte, dem Vernehmen nach“. Dies wird oft sogar notwendig sein, wenn der im Lateinischen abhängige Gedanke das enthält, was dem Zusammenhang nach die Hauptsache ist; in einem Satze wie bei Sallust Catil. 15, 2 kann man deutsch nicht anders als

das regierende *pro certo creditur* unterordnen. Schon Tertianer wissen solche Umformung ganz geschickt vorzunehmen; es gilt nur wieder zu verhüten, dafs die Gewohnheit nicht zur Tyrannin werde und durch mechanische Gleichmacherei das individuelle Leben von Gedanken und Sprache unterdrücke. An der Stelle z. B., wo Cäsar die Angst der jungen Offiziere in seinem Heere beschreibt (Gall. I 39, 3), *quorum alius alia causa illata, quam sibi ad proficiscendum necessariam esse diceret, petebat, ut eius voluntate discedere liceret,* tritt der Tadel viel deutlicher hervor, wenn wir sagen: „deren der eine diesen der andre jenen Grund vorbrachte, von dem er behauptete, dafs er ihn zur Abreise dränge". Das Gewicht des regierenden Verbums kann so stark sein, dafs seine Unterordnung im Deutschen geradezu einen falschen Sinn ergeben würde. So bei Vergil Aen. IV 597 f., wo Dido über den Wortbrüchigen spottet: *en dextra fidesque, quem secum patrios aiunt portare penates,* „das ist die Treue dessen, von dem man erzählt [sie glaubt es nicht mehr], dafs er die heimatlichen Götter mit sich führe". Noch unmöglicher wäre ein „wie man erzählt" in folgendem Beispiel. Livius hat die Zahl der am Trasumennus Gefallenen angegeben und fährt fort (22, 7, 3 f.): *multiplex caedes utrimque facta traditur ab aliis; ego Fabium potissimum auctorem habui.* „Dafs ein vielmal gröfserer Verlust stattgefunden habe, wird von anderen überliefert; ich habe . . ." Wie vorher Dido so will hier der Schriftsteller eine falsche Angabe zurückweisen; eben dagegen, dafs sie von anderen verbreitet wird, richtet sich sein Widerspruch: so erhält der Begriff des Sagens, Behauptens eine Wichtigkeit, der auch im Deutschen nur die Form des regierenden Satzes genügt. Eine ähnliche Betonung kann davon kommen, dafs dem, was jemand sagt, das was er thut entgegengestellt wird. Lysias (12, 80) warnt die Richter des Eratosthenes: *μηδ' ὧν φασι μέλλειν πράξειν πλείω χάριν αὐτοῖς ἴστε ἢ ὧν ἐποίησαν ὀργίζεσθε.* Das heifst nicht: „für das was sie ihrer Aussage nach leisten wollen", sondern: „hütet euch mehr Dank zu empfinden für das, was sie zu leisten

versprechen, als Zorn über das, was sie gethan haben". Jeder einzelne Fall verlangt eben seine besondre Beurteilung.

3. Bei allen bisher geschilderten Umwandlungen blieb der Gesamtbestand eines jeden Satzes unvermindert; das wird anders, wenn wir uns veranlafst sehen eine Periode in mehrere selbständige Stücke zu zerlegen. Unter allen Kunstgriffen, die beim Übersetzen angewandt werden, ist dies wohl der geläufigste; allein die Fälle, in denen *etsi* — *tamen* durch „zwar — aber" ersetzt wird, machen eine stattliche Menge aus. Die lateinische Sprache ist eben viel mehr als die unsrige geneigt, den inneren Zusammenhang, der zwischen einer Gruppe von Gedanken besteht, dadurch auszudrücken, dafs sie diese alle zu einer grammatischen Periode zusammenfafst, in der dann jeder einzelne den Platz und die Rangstellung erhält, die seiner sachlichen Bedeutung entspricht. Beides läfst sich im Deutschen viel weniger gut vereinigen. Wiederholt mufsten wir (S. 87, 96), um eine für das Verständnis wirksame Reihenfolge der Begriffe festzuhalten, die Teile aus dem Verhältnis von Herrschaft und Unterordnung lösen und wie gleichberechtigte neben einander stellen; es kann aber auch vorkommen, dafs Konstruktion und Wortstellung zugleich aufgegeben werden. Livius schreibt 31, 9, 5: *Cum dilectum consules haberent pararentque, quae ad bellum opus essent, civitas religiosa, in principiis maxime novorum bellorum, supplicationibus habitis iam et obsecratione circa omnia pulvinaria facta, ne quid praetermitteretur, quod aliquando factum esset, ludos Iovi donumque vovere consulem, cui provincia Macedonia evenisset, iussit.* Hier wäre eine wörtliche Nachbildung unerträglich; wir versuchen es so: „Die Konsuln waren dabei die Aushebung zu veranstalten und die notwendigen Vorbereitungen für den Krieg zu treffen; die Bittfeste hatten schon stattgefunden und in allen Tempeln waren Gebete gesprochen worden: aber die Gemeinde verfuhr, besonders beim Beginn eines neuen Krieges, mit peinlicher Gewissenhaftigkeit. Um daher nichts zu unterlassen, was jemals geschehen wäre, beschlofs sie u. s. w." Man sieht, der

Zusammenhang ist auch in dieser Form nicht zerstört; kleine Wörtchen wie „aber, daher“ und vor allem die Interpunktion, d. h. die Vortragsweise, deuten ihn an. Solche Mittel müssen wir überall anwenden, um das, was an straffer Gliederung der Gedanken durch die parataktische Satzfügung verloren geht, wieder einzubringen. Die Schüler sind gar zu geneigt, besonders Participialkonstruktionen einfach in selbständige Sätze aufzulösen und dem regierenden Satze gleichzustellen; sie bedenken nicht, dafs die grammatische Unterordnung doch in der Regel der Ausdruck dafür ist, dafs ein Gedankenglied auch logisch und sachlich dem anderen dient, sei es als Vorbereitung oder als Ausmalung, als Begründung oder als hebender Gegensatz. Durch ein „dann, so, hier, dadurch, dabei, deshalb, doch, trotzdem“, das dem nachstehenden von zwei nun koordiniert erscheinenden Sätzen hinzugefügt wird, läfst sich das innere Verhältnis meist auch im Deutschen bezeichnen.

Unter den lateinischen Historikern ist Sallust dem Livius auch im Satzbau weit überlegen: er bindet nicht leicht Gedanken zu einer Periode, die nicht auch sachlich eng zusammengehören und sich um einen deutlichen Hauptgedanken gruppieren; zuletzt erscheint die Ordnung und Verknüpfung der Sätze wie ein natürliches Bild der Verhältnisse, in denen die Dinge selber sich wechselseitig stützen und hindern. Dieser Vorzug des Sallust hat darin seinen einleuchtenden Grund, dafs er eine viel lebendigere Anschauung von den Vorgängen besafs, die er erzählen wollte, und immer danach strebte, auch den inneren Zusammenhang der Ereignisse zu verstehen. Von ihm sind denn die wenigen Beispiele hergenommen, die das eben Gesagte noch erläutern sollen. Iug. 13, 5: *Tum Iugurtha patratis consiliis, postquam omnis Numidiae potiebatur, in otio facinus suum cum animo reputans timere populum Romanum, neque advorsus iram eius usquam nisi in avaritia nobilitatis et pecunia sua spem habere.* „So sah Iugurtha seine Pläne verwirklicht. Aber seit er sich im Besitze von ganz Numidien befand, hatte

er Mufse seine That bei sich selbst zu erwägen; er fürchtete jetzt das römische Volk und hatte im Hinblick auf dessen Zorn keine andre Hoffnung, als die auf der Habsucht der Nobilität und seinem Gelde beruhte". — Ebd. 74, 1: *Eodem tempore Iugurtha amissis amicis, quorum plerosque ipse necaverat, ceteri formidine pars ad Romanos alii ad regem Bocchum profugerant, cum neque bellum geri sine administris posset et novorum fidem in tanta perfidia veterum experiri periculosum duceret, varius incertusque agitabat.* „Was that zur selben Zeit Iugurtha? Nach Verlust seiner Freunde, welche er grofsenteils selber getötet hatte, während die übrigen aus Furcht, ein Teil zu den Römern andere zum König Bocchus geflohen waren, war es nicht möglich Krieg zu führen ohne Mithelfer, auch hielt er es für gefährlich bei so grofser Treulosigkeit der alten die Treue neuer Freunde zu erproben: so schwankte er völlig unschlüssig hin und her". — Catil. 48, 5: *Sed ubi Tarquinius Crassum nominavit, hominem nobilem maximis divitiis summa potentia, alii rem incredibilem rati, pars, tametsi verum existumabant, tamen quia in tali tempore tanta vis hominis magis leniunda quam exagitanda videbatur, plerique Crasso ex negotiis privatis obnoxii, conclamant indicem falsum esse deque ea re postulant uti referatur.* „Aber sobald Tarquinius den Crassus genannt hat, einen vornehmen Mann von gröfstem Reichtum und höchstem Einflufs, erhebt sich ein allgemeines Geschrei; einige fanden den Vorwurf unglaublich. andere hielten es zwar für wahr, meinten aber, dafs man in solchem Augenblick eine so bedeutende Macht mehr besänftigen als reizen müsse, recht viele waren von Privatgeschäften her dem Crassus verpflichtet: so rufen sie, der Zeuge sei falsch, und verlangen, dafs dieser Zwischenfall zur Verhandlung gestellt werde". Dem Lateiner wird es nicht schwer während eines langen Satzes den Geist auf das zum Schlufs folgende Prädikat hin gespannt zu halten; wir können das nicht und mögen im vorliegenden Beispiel weder unmittelbar hinter dem was Tarquinius thut, noch unmittelbar vor dem was die Senatoren sagen, die

Angabe entbehren, dafs sie sich laut äufserten: so bleibt wohl nichts übrig als denselben Begriff zweimal zu setzen. Auch so vermag er die Teile zusammenzuhalten und das, was grammatisch auseinanderfällt, doch noch zu einer logischen Periode zu verbinden.

Aus dem, was in den letzten Abschnitten entwickelt ist, wird schon deutlich geworden sein, dafs wir die parataktische Neigung unserer Sprache nicht durchaus für einen Vorzug halten. Man schilt gern über den schädlichen Einflufs, den der deutsche Stil von der Übung des Lateinischen erfahren habe, über die schwerfälligen Perioden, in denen Gelehrte und Beamte[44]) ihre Gedanken aufzutürmen lieben. Aber man vergifst, dafs das, was hier als unschöne Übertreibung erscheint, doch im Grunde eine höchst schätzbare Eigenschaft ist, und dafs die Flucht vor dem einen Extrem gar zu leicht in das andere hineintreibt. Wer den Periodenbau als undeutsch zu meiden sucht, gerät in Gefahr, auch die Kraft einzubüfsen die sich in ihm bethätigt, jene straffe Konzentration des Denkens, die das Verwandte erkennt und verbindet, das minder Wichtige dem Wichtigen unterordnet und durch die Fügung der Sätze ein Bild der Verhältnisse zu schaffen sucht, in denen die Thatsachen ineinander greifen. Dieser Erschlaffung, die sich hier und da schon bemerkbar macht, kann wieder der philologische Unterricht entgegenwirken, indem er beim Übersetzen ins Deutsche nicht allzu freigebig ist Perioden aufzulösen, vielmehr auch der eigenen Sprache in diesem Punkte etwas zumutet. Dafs dies möglich ist ohne ihr Gewalt anzuthun, zeigt u. a. die Verdeutschungsprobe, die Carl Bardt 1885 einer Versammlung rheinischer Schulmänner in Köln vorgelegt hat[45]). Er gab vom ersten Kapitel der neunten Philippischen Rede Ciceros zwei Übersetzungen, eine wörtliche und eine „so genau als möglich, so frei als nötig“; aber auch in dieser zweiten war unter zwölf lateinischen Sätzen nur bei einem die parataktische Umformung vorgenommen. Wenn wir uns die gleiche Vorsicht zum Grundsatz machen, so werden wir nicht in Versuchung kommen, an Stellen wie der

schon erwähnten bell. Gall. VI 36 den charakteristischen Eindruck zu verderben. In diesem Falle handelte es sich um eine Gewundenheit der Sprache, die sich bei Cäsar unwillkürlich eingestellt hatte; anderwärts kann man zweifeln, ob er nicht mit Absicht von seiner sonstigen Schlichtheit abgewichen ist. So Gall. III 25, wo die Verwirrung eines Kampfes geschildert wird, und noch mehr VI 43, 4—6, wo sich das Ende des Satzes dem Leser, der es eben erreicht zu haben meint, immer wieder gerade so entzieht wie Ambiorix, von dessen Flucht erzählt wird, den nachsetzenden Reitern. Natürlich hat die Möglichkeit der Nachahmung ihre Grenzen: das Malerische dieses Berichtes hätte Köchly empfinden sollen; aber das Satzgefüge, in dem (II 25) Gefahr und rettendes Eingreifen in der Nervierschlacht beschrieben werden, läfst sich wirklich nicht als Ganzes ins Deutsche bringen. Köchly hat sechs Sätze daraus gemacht, Rothfuchs noch einen mehr[46]). Das ist nun doch wohl zu viel. Und wenn der letztgenannte aufserdem die drei Perioden abdruckt, in denen einst seine Tertianer den Stoff gruppiert hätten, so mufs ich bekennen: mir gefällt diese Form besser als die so viel glattere in sieben Sätzen, die er von einem tüchtigen Primaner meint verlangen zu können. Der Leser soll hier durch die Fülle der Mitteilungen ebenso bedrängt werden, wie am Schlachttage der Feldherr durch die Menge der Schwierigkeiten und Gefahren.

Wer unsrer Fürsprache für den deutschen Periodenbau doch noch zweifelnd gegenübersteht, möge sich der nicht ganz wenigen Fälle erinnern, in denen gerade erst im Deutschen ein Satz einem andern untergeordnet wird, dem er in der lateinischen oder griechischen Vorlage gleichstand. Sallust schreibt z. B. (Iug. 98, 3): *Marius collis duos propinquos inter se occupat, quorum in uno castris parum amplo fons aquae magnus erat, alter usui opportunus, quia magna parte editus et praeceps pauca munimenta quaerebat.* Uns wäre es unbequem, die beiden parallelen Glieder durch „deren“ oder „von denen“ zusammenzuhalten; wir machen daher das zweite abhängig und sagen:

„von denen der eine eine starke Quelle enthielt, während der andere bequem zu benutzen war“. Es kann vorkommen, dafs die Koordinierung der Glieder geradezu irre führen würde, weil sie auch im Original nur grammatisch nicht logisch gleichgestellt sind. So bei Xenophon Memor. II 7, 11: *οὕτω μοι δοκεῖς καλῶς λέγειν, ὦ Σώκρατες, ὥστε πρόσθεν μὲν οὐ προσιέμην δανείσασθαι, εἰδὼς ὅτι . . . . οὐχ ἕξω ἀποδοῦναι, νῦν δέ μοι δοκῶ εἰς ἔργων ἀφορμὴν ὑπομενεῖν αὐτὸ ποιῆσαι.* Offenbar wäre es verkehrt zu sagen: „dein Vorschlag leuchtet mir so sehr ein, dafs ich früher nicht borgen wollte, jetzt aber es thun werde“; es mufs heifsen: „dafs, während ich früher mir nicht beikommen liefs Geld zu borgen, ich jetzt meine, dafs ich mich dazu entschliefsen werde, um ein Betriebskapital zu bekommen“. Hier ist also, umgekehrt wie vorher, das zweite Glied übergeordnet worden und mufste es werden, weil es den Hauptgedanken enthält. Etwas anders verfahren wir an einer ähnlichen Stelle der Odyssee, *α* 74 f.: *ἐκ τοῦ δὴ Ὀδυσῆα Ποσειδάων ἐνοσίχθων οὔ τι κατακτείνει, πλάζει δ' ἀπὸ πατρίδος αἴης.* „Seitdem läfst Poseidon den Odysseus, wenn er ihn auch nicht tötet, doch fern von seinem Vaterlande umherirren“: das wäre logisch richtig, aber durch die vorausschauende Periodisierung unhomerisch. Besser also: „seitdem läfst Poseidon den Odysseus — nicht sterben, aber umherirren“; die Pause vor „nicht“ deutet eine überraschende Wendung des Gedankens an, wie sie im Griechischen wirklich empfunden wird. — In den beiden letzten Beispielen kam es darauf an, der Herrschaft eines einleitenden Wortes (*ὥστε, ἐκ τοῦ*), durch das die logische Stellung des ganzen Satzes bezeichnet wird, auch wirklich den Satz als Ganzes zu unterwerfen, nicht eines seiner Glieder zu bevorzugen. Dieselbe Aufgabe ist nicht selten für die Negation zu lösen. So in Demosthenes dritter olynthischer Rede (16): *οὐχ ἅπαντα μὲν ἡμῶν προείληφε τὰ χωρί' ἅνθρωπος, εἰ δὲ καὶ ταύτης κύριος τῆς χώρας γενήσεται, πάντων αἴσχιστα πεισόμεθα;* Das blofse „nicht“ hat für uns nicht Kraft genug,

um die folgenden Gedanken zusammenzuhalten; wir schaffen ihm zu Liebe, ähnlich wie früher (S. 92) aus anderem Grunde, einen kurzen regierenden Satz: „Steht es nicht so, dafs .... und dafs wir das Schlimmste zu erwarten haben, wenn ....?“

Homer, dessen soeben gedacht wurde, kann uns warnen, dafs wir den Geist unserer Sprache nicht verkennen; denn der seinigen ist sie an konstruktiver Kraft ebenso überlegen, wie sie hinter der Syntax eines Demosthenes oder Cicero zurücksteht. In zwangloser Folge, wie die einzelnen Gedanken in das Bewufstsein des Sängers eintreten oder sich eindrängen, so werden sie vorgetragen, immer wieder durch das farblose δέ einer an den andern gereiht. Natürlich darf man nicht meinen, der Dichter und seine Zuhörer hätten die mannigfachen logischen Beziehungen nicht empfunden; durch Gebärde und Betonung mochten sie sich Ausdruck verschaffen: nur um in grammatischer Form fixiert zu werden, dazu waren sie noch nicht klar genug erkannt. Beim Übersetzen nun können wir nicht anders, als das, was unsere Sprache schärfer zu erfassen gewohnt ist, auch bei Homer etwas derber anfassen und ein wenig vergröbern; damit kommen wir dem Eindruck, den die griechischen Hörer empfingen, doch immer noch näher, als wenn wir in bleierner Eintönigkeit jedes δέ mit „aber“ oder, noch jämmerlicher, mit jenem „nun“ wiedergeben wollten, das in der Regel da sich einstellt, wo der Redende zu bequem ist sich das Verhältnis der Gedanken klar zu machen. Kein Zweifel, dafs ein homerisches δέ, in lebhaftem Vortrage richtig gesprochen, auf dieses Verhältnis hindeutete; wir, denen die Verse nur gedruckt vor Augen stehen, müssen erst die umgebenden Worte zu verstehen suchen, die Art des Zusammenhanges erkennen und dann diejenige deutsche Konjunktion wählen, die ihm entspricht: „So sprach er, Pontonoos aber mischte den honigsüfsen Wein“ (ν 53): dafs das falsch ist, begreift jeder leicht; denn was kann man von dem Herold anders erwarten, als dafs er den Befehl des Königs ausführt? Also: „so sprach er, *und*

Pontonoos mischte". Oder (ι 144 f.) *οὐ δὲ σελήνη οὐρανόθεν προὔφαινε, κατείχετο δὲ νεφέεσσιν*: „*denn* er verbarg sich hinter Wolken". Ägisthos gehorchte dem Hermes nicht (α 43), *νῦν δ' ἀθρόα πάντ' ἀπέτισεν*: „*drum* hat er jetzt alles auf einmal gebüfst". Die Schüler erlangen nach einigen Wochen, wenn sie zu solcher Überlegung angeleitet werden, eine ganz hübsche Fertigkeit darin; und indem sie, um das richtige Wort zu finden, in den Zusammenhang einzudringen suchen, gewinnt dieser selbst für sie gesteigertes Leben. Noch ein paar Beispiele! Die Art, wie das Schiff der Phäaken durch die Wellen streicht, ist anschaulich beschrieben; dann heifst es (ν 86): *ἡ δὲ μάλ' ἀσφαλέως θέεν ἔμπεδον* „*so* fuhr es sicher dahin, immerfort". Wie Telemach seine Rede in der Volksversammlung beendet hat, sagt der Dichter (β 80 f.): *ὣς φάτο χωόμενος, ποτὶ δὲ σκῆπτρον βάλε γαίῃ δάκρυ ἀναπρήσας· οἶκτος δ' ἕλε λαὸν ἅπαντα*: „*da* ergriff Mitleid das ganze Volk".

Hier könnte man auch an „so dafs" denken; aber die Wirkung würde, so nebensätzlich erwähnt, nicht stark genug hervortreten. Anders z. B. ι 290 inmitten einer Reihe von koordinierten Sätzen: *ἐκ δ' ἐγκέφαλος χαμάδις ῥέε, δεῦε δὲ γαῖαν* „flofs zu Boden, *so dafs* es die Erde benetzte". Und im ganzen wird es oft sich empfehlen, den Eindruck der homerischen Erzählweise, die doch einmal den Sinn ermüden könnte, dadurch zu mildern und zugleich das Verständnis des Gedankenganges zu erleichtern, dafs man kleine Perioden bildet. So in der heftigen Rede des Antinoos β 85 f.: *Τηλέμαχ' ὑψαγόρη, μένος ἄσχετε, ποῖον ἔειπες ἡμέας αἰσχύνων! ἐθέλοις δέ κε μῶμον ἀνάψαι*: „Grofssprecher, unbändiger, was hast du da gesagt, indem du uns schmähst, *weil* du uns einen Schandfleck anheften möchtest". Und später (ρ 456 f.) in den herausfordernden Worten des Bettlers an denselben Freier: *ὃς νῦν ἀλλοτρίοισι παρήμενος οὔ τί μοι ἔτλης σίτου ἀποπροελὼν δόμεναι· τὰ δὲ πολλα πάρεστιν*: „*obwohl* da vieles vor dir liegt". Dafs durch solche Freiheiten der Gesamteindruck des homerischen Stiles

leiden könnte, ist nicht zu fürchten, sobald man sich zur Regel macht, eine Periode nur da herzustellen, wo sie durch besonders enge sachliche Verbindung eigentlich schon gegeben ist. Dann aber giebt es kaum eine deutsche Konjunktion, die nicht gelegentlich für *δέ* eintreten könnte; z. B. auch, um noch eine recht unwahrscheinliche zu nennen, „wenn". In dem schönen Vergleich des Menschenlebens mit dem Fallen und Spriefsen der Blätter (Z 147 f.: *φύλλα τὰ μέν τ' ἄνεμος χαμάδις χέει, ἄλλα δέ θ' ὕλη τηλεθάουσα φύει — ἔαρος δ' ἐπιγίγνεται ὥρῃ*) würden wir sagen: „*wenn* die Zeit des Frühlings herankommt". Oder, wie Odysseus den Probeschufs gethan hat und nun zu ernsterer Arbeit sich rüstet (χ 6 f.): *νῦν αὖτε σκοπὸν ἄλλον, ὃν οὔ πώ τις βάλεν ἀνήρ, εἴσομαι, αἴ κε τύχωμι, πόρῃ δέ μοι εὖχος Ἀπόλλων*: „jetzt will ich ein anderes Ziel versuchen, ob ich es treffe, *falls* Apollon mir Ruhm verleiht". —

Das Kapitel über den Satzbau hat uns länger beschäftigt als irgend eines der früheren. Zum Teil hatte dies in der äufseren Gestalt und dem Umfang der Beispiele seinen Grund, zum Teil doch auch darin, dafs hier manche der vorher eröffneten Betrachtungen zusammengefafst und abgeschlossen werden mufsten. Von Vollständigkeit ist trotzdem gerade dies Kapitel besonders weit entfernt; und niemand wird sie von einer Darstellung wie der hier gebotenen erwarten. Einen anderen Vorwurf dagegen könnten manche erheben; dem zu begegnen seien wenige Worte noch hinzugefügt.

Schlufs.

Fortleben der Aufgabe.

Wenn sich der Geist der Geister will entfalten,
Wird unablässig er das Wort erneuen.
Gottfried Keller.

Zu festen, allgemein giltigen Gesetzen sind wir nirgends gelangt; immer wo im einzelnen ein solches gefunden zu sein schien, mufste auf ein entgegenstehendes Bedenken hingewiesen werden, das auch seine Rücksicht verlangte, auf ein Bedürfnis des Ausdrucks, das in Gefahr geriet vernachlässigt zu werden: die letzte Entscheidung blieb fast durchweg dem sprachlichen Takt überlassen. Dies ist nun freilich gerade das, was beabsichtigt war. Nicht ein System von Regeln wollten wir geben, die sich einfach und sicher überall anwenden liefsen, sondern durch gewählte Beispiele eine lebendige Anschauung vom Wesen der Sprache und ihrem Verhältnis zum Denken erwecken helfen, aus der dann für jeden, der von ihr durchdrungen wäre, von selbst im einzelnen Falle ein guter Gedanke erwachsen könnte. Auch in der Einleitung wurde nichts anderes versprochen. Trotzdem wird der Tadel gegen ein solches Verfahren nicht ausbleiben; zu sehr widerspricht es der heute herrschenden Denkweise, für welche überall „die" richtige Methode das ist, was man sucht oder, kaum weniger bescheiden, gefunden zu haben meint. Oskar Jäger hat sich gelegentlich [47]) den Ausspruch eines geistreichen Franzosen angeeignet: *une langue parfaite serait la vérité même;* so könne man auch sagen, dafs eine vollkommene Übersetzung das Original selbst sein würde. Gewifs; aber wir dürfen in seinem Sinne hinzufügen: solche Vollkommenheit

bezeichnet eine Grenze, der wir uns nähern sollen, die aber nie erreicht werden kann. Und es ist gut, dafs es so ist; Menschen müfsten sonst aufhören Menschen zu sein. So lange sie das bleiben, wird auch ihr Denken und Sprechen seinen Reiz und seinen unerschöpflichen Wert gerade in dem haben, was seine Schwäche ausmacht, in der Verschiedenheit der Auffassung desselben Gegenstandes durch verschiedene Geister. Liefse sich nicht eine Steigerung der Technik denken, durch welche es möglich wäre, dafs ein so schwieriges Musikstück wie eine Beethovensche Sonate oder Sinfonie durch ein Uhrwerk fehlerlos und mit vorzüglichen Klangmitteln abgespielt würde? Aber würde der Genufs, dem zuzuhören, gröfser sein, als wenn Bülow dasselbe Werk dirigierte oder vortrug? Gewifs nicht. Wir würden die künstlerische Wirkung vermissen, jenes unfafsbare Element, das zwischen Idee und Ausführung sich einschiebt, mathematisch betrachtet den Vortrag ungenau macht, ihn bald hemmt bald leise beschleunigt, den Ton dämpft oder verstärkt und eben durch solche fast unmerkliche und zum guten Teil wohl ungewollte Abweichungen den Hörer fortreifst den Sinn der Töne zu verstehen, das mitzuempfinden was der Vortragende in ihnen gefühlt hat. Einer Sprache, die nicht irren könnte, die ein unmittelbarer Abdruck der Wirklichkeit wäre, würde die Seele fehlen, so gut wie dem Lichtbild oder der Spieluhr.

Die Stellung des Übersetzers zu dem Texte, den er aufleben lassen will, ist ähnlich wie die des ausübenden Musikers zu seinem Kunstwerk oder des Schauspielers zu seiner Rolle. Den beiden letzten ist es gemeinsam, dafs die künstlerische Leistung mit dem Augenblicke vorüberrauscht, der sie geboren hat, und jedesmal von neuem erzeugt werden mufs. Für die Kunst des Übersetzens gilt dies eigentlich nur von dem mündlichen Vortrag in der Schule, und diese Vergänglichkeit verleiht der scheinbar eintönigen Arbeit des Lehrers ein eigentümliches Leben. Immer tiefer dringt er im Laufe der Jahre in den Stoff ein, mit immer reiferem Verständnis sucht er ihn zu gestalten, immer neue

Generationen von Schülern sind es, die dazu mitwirken. Aber auch im grofsen erfährt doch die Nation etwas Ähnliches. Treffend bemerkt Gidionsen in der Vorrede zu seiner Übersetzung der Ars poetica (Kiel 1865): „Wenn wir wirklich den Horaz reden lassen „sollen wie einen Originaldichter, so scheint zu folgen, dafs er, „um zeitgerecht zu bleiben, mit jedem Jahrhundert anders wird „reden müssen.“ Auch Humboldt erkannte dies. „Übersetzungen“, sagte er (III 21), „sind mehr Arbeiten, welche den Zustand der „Sprache in einem gegebenen Zeitpunkt wie an einem bleibenden „Mafsstab prüfen, bestimmen und auf ihn einwirken sollen, und „die immer von neuem wiederholt werden müssen, als dauernde „Werke.“ Um dies recht zu verstehen, braucht man nur Luthers Neues Testament mit dem Weizsäckerschen zu vergleichen. Man kann geradezu sagen: dafs die christliche Religion einem Teil der jetzt lebenden Menschen so fremd geworden ist, rührt daher, dafs wir keine Übersetzung der Bibel haben, die ebenso vom Geist unsrer Zeit und Sprache getragen wäre wie Luthers Werk von dem des sechzehnten Jahrhunderts. Oder auch umgekehrt: wenn die Religion im protestantischen Volke eine stärkere Macht wäre, als sie leider ist, so würde sich diese Thatsache durch die Schöpfung eines neuen deutschen Bibeltextes, der den Lutherschen ersetzen könnte, Ausdruck verschaffen. Die Arbeit der Revisions-Kommission mufste notwendig Flickwerk bleiben; das Urteil, das Paul de Lagarde über sie gefällt hat[48]), dürfte kaum zu hart sein. Mit Homer steht es, wiewohl in geringerem Grade, ähnlich. Es gehört heute zum guten Ton das Werk des wackeren Vofs zu verspotten; auch in Wilamowitz' Augen findet es keine Gnade (Hippol. S. 8). Und das ist ja richtig: vieles darin mutet uns seltsam an; Ilias und Odyssee würden fleifsiger gelesen werden, wenn es eine Übersetzung gäbe, in der wir mehr unsere eigene Sprache vernähmen. Aber ist das ein Vorwurf für den Eutiner? Vielmehr ist es zum guten Teile sein Verdienst, dafs wir über ihn hinausgekommen sind; die starke Wirkung, die von ihm ausging, hat gemacht, dafs er veraltete[49]). Vielleicht ist es bald

an der Zeit Homer von neuem zu übersetzen, und zwar, wie Goethe einmal geraten hat, zunächst in Prosa[50]). Dies war die erste von drei Stufen, die er für die Übersetzungskunst unterschied. Er wird auch hier recht haben; nur darf man nicht vergessen, worauf er selbst hinweist, dafs die Epochen sich nicht reinlich von einander scheiden. Dem, der Kraft und Trieb zu poetischem Schaffen in sich fühlt, wird niemand verwehren der Wissenschaft vorauszueilen und sich an der künstlerischen Nachbildung eines Litteraturwerkes zu versuchen, dessen sprachliche Erklärung noch nicht überall im reinen ist; und umgekehrt soll man den Gelehrten nicht schelten, wenn er fortfährt an der Prüfung und Deutung von Gedanken zu arbeiten, die schon in bestimmter Auffassung und Übertragung ein Gemeingut seines Volkes geworden sind. Ja, die Perioden wiederholen sich im Laufe der Jahrhunderte, wenn der Fortschritt in der Entwickelung der eigenen Sprache und im philologischen Verständnis der fremden stark genug geworden ist, um die Rückkehr von der höchsten Art der Übertragung zur schlichtesten zu verlangen, wo denn Arbeit und Wachstum von neuem beginnen.

Denn das ist doch schliefslich die Summe dessen, was wir wünschen und hoffen, dafs unsere Nation nicht aufhören möge, dadurch dafs sie den Geist der beiden starken Völker des Altertums zu bewältigen und in sich aufzunehmen sucht, den eigenen zu stählen. In diesem Ringen aber macht die Bemühung um Herrschaft über die Sprache und um den Besitz ihrer Kunstwerke nur einen Teil aus. Auch Religion und Sitte, Recht und Gesetz, Wissenschaft und Kunst der Griechen und Römer fordern unsere Kraft heraus; auch für diese Seiten des antiken Lebens giebt es immer wechselnde Auffassungen, weil es immer wieder veränderte moderne Kulturstufen sind, die sich mit der alten Kultur vergleichen und sie nach eigenem Mafse messen. Wer die wirtschaftlichen und politischen Leistungen der Alten erkennen will, mufs analoge Verhältnisse und Vorgänge in der modernen Welt aufsuchen, um zu wirklicher Anschauung den Stoff zu gewinnen;

wobei er denn umgekehrt die eigne Zeit richtig schätzen lernt, indem er durch Vergleichung mit Fremdem in ihren Erscheinungen das Wesentliche herausfindet. Wenn ihm manches deutlicher wird als seinen Vorgängern, so soll ihn der Gedanke bescheiden machen, dafs, die nach ihm kommen, über ihn hinwegschreiten werden. Jede Generation glaubt das Altertum zu verstehen und fühlt sich ihm verwandt; und jede versteht es doch anders als die vorige. So ist es den grofsen Schöpfungen der Vorzeit vergönnt, nicht nur unvergänglich zu dauern, sondern auch Gestalt und Antlitz zu wechseln, als ob sie noch fortwüchsen, uns aber, mit ihnen wie mit lebenden zu verkehren und an ihnen zu werden. Man hat gegen diese Betrachtungsweise eingewendet, sie sei wohl gut für den Gelehrten, könne aber dem Schüler nichts nützen; dies Buch möchte für sein engeres Gebiet den Beweis geführt haben, dafs das ein Irrtum ist. Dem Dünkel der „reinen Wissenschaft", die zu hoch entwickelt zu sein meint um der Erziehung noch dienen zu können, will es ebenso entgegentreten wie der traurigen Selbstgenügsamkeit der pädagogischen Stimmführer des Tages. Auch die Kleinarbeit der Schule wird dadurch gefördert, dafs man sie an die allgemeinen Probleme, die das Geistesleben bewegen, anknüpft; und die ernsten Gedanken der Wissenschaft werden für die Entwickelung der Menschheit erst dann recht fruchtbar, wenn sie mit irgend welchen entfernten Ausläufern in die Thätigkeit hineinreichen, mit der an der Erziehung des heranwachsenden Geschlechtes gearbeitet wird.

Anmerkungen.

1. (S. 1.) In der ersten Auflage war hier in einer Anmerkung gezeigt, wie sich die Legende allmählich entwickelt hat und wie zuletzt die entstellteste Form der Sage die herrschende geblieben ist.

2. (S. 3.) Christian Belger, „Moriz Haupt als akademischer Lehrer“ (Berlin 1879) S. 151. Der nachher citierte Ausspruch über das Übersetzen ebenda S. 145.

3. (S. 3.) Peter Dettweiler („Lateinisch“ [1895] in Baumeisters Handbuch der Erziehungs- und Unterrichtslehre, III 1) findet (S. 51) einen „merkwürdigen Widerspruch“ darin, dass ich „auf der einen Seite die „hohe Bedeutung des Übersetzens als einer rechten Kunstleistung vor-„trefflich darlege, und andrerseits doch behaupte, der Mechanisierung „des Übersetzens werde dadurch Vorschub geleistet, dafs schriftliche „Übertragungen ins Deutsche unter die vorschriftsmäfsigen Klassenarbeiten „aufgenommen seien und auch bei den Prüfungen eine wichtige Rolle „spielten“. In ähnlichem Sinne hat vor einigen Jahren Geheimerat Schiller selbst, in einer Recension meiner Schrift „Staat und Erziehung“ (Zeitschr. f. d. Gymnasialw. 44 [1891] S. 94, 97 f., 99), mir vorgeworfen, ich hätte Verfügungen der obersten Verwaltungsbehörde unklar aufgefafst und ungerecht beurteilt, indem ich ihnen eine Wirkung zuschrieb, die der in ihnen ausgesprochenen Absicht gerade entgegengesetzt sei. Dem gegenüber will ich noch einmal sagen, was ich meine. Die Geschichte des preufsischen Unterrichtswesens seit 100 Jahren zeigt deutlich, dafs immer diejenigen Lehrfächer in ihrem Betrieb erstarrt und unwirksam geworden sind, die sich der gröfsten Gunst in der öffentlichen Meinung erfreuten und deshalb am meisten durch staatliche Verordnungen gefördert werden sollten. So ist die philosophische Propädeutik von denen hinausgetrieben worden, die sie obligatorisch machten, die mittelhochdeutsche Lektüre ist dem Übereifer der Germanisten zum Opfer gefallen, Johannes Schulze und die Seinen haben den Unterricht in den alten Sprachen, indem sie ihn forcierten, zu Grunde gerichtet. Die gleiche Entwickelung für das Deutsche, das jetzt in höchsten Ehren steht, hat schon begonnen. Entsprechende Erscheinungen auf dem besonderen Gebiete der Examina, der Zeugnisse habe ich früher nachgewiesen. Zwischen der Absicht einer Verfügung und ihrem Erfolg ist eben ein weiter Abstand; guter Wille

und schlimme Wirkung vertragen sich in der Wirklichkeit nur zu leicht miteinander. — „Deutlicher kann ich mich nicht erklären. Wer das nicht „begreift, für den" sind meine Schriften „nicht geschrieben. Wer es aber „für falsch hält, dessen Widerlegung soll mir willkommen sein; nur, sieht „man wohl, muſs sie von einer anderen Art sein als die" Schillersche.

4. (S. 3.) Sehr beherzigenswert ist, was Julius Keller S. 41 seines gleich zu erwähnenden Programmes sagt. Er warnt vor der oberflächlichen Manier, die sich begnügt zu erklären, *οὐχ ὅπως* bedeute „nicht nur nicht" oder *οὐδέν τι μᾶλλον* „trotzdem nicht", und fährt fort: „Wenn jetzt eine „Verkürzung des Unterrichts in den klassischen Sprachen eingeführt wird „und man dabei immer und immer wieder die unverständige oder gar „heuchlerische Wendung gebraucht, durch noch mehr verbesserte Methoden „könne man auch so das bisherige Ziel erreichen, so wird aller Wahr„scheinlichkeit nach diese Verbesserung nur darin bestehen, unter dem „gleichen Axiom der Übersetzbarkeit nur immer den Drill zum raschen „Übersetzen weiter zu kultivieren, natürlich auf Kosten des tieferen „Verständnisses des Urtextes. Es wird alles beschleunigt werden, und „das Anlernen mechanischer Fertigkeiten des Übersetzens und der an„gegebenen Wendungen wird noch mehr florieren als bisher schon."

5. (S. 4.) Angeführt von M. Bernays, Preuſs. Jahrb. 68 S. 560. Die Lust, mit der trotzdem Humboldt selbst Pindar und Äschylos übersetzte (vergl. oben S. 5), schildert Haym in seiner Lebensbeschreibung (Berlin 1856) S. 232 f.

6. (S. 4.) Progr. des Gymn. zu Karlsruhe, 1892. Keller geht davon aus, daſs nicht einmal innerhalb derselben Sprache aus einer Mundart in die andere glatt und ohne Verlust für den Sinn übersetzt werden kann, ja daſs bei einer solchen Übertragung besondere Schwierigkeiten hinzukommen, von denen die aus einer fremden Sprache frei ist. Sehr hübsch S. 11: „Das wirklich Übersetzbare an der Dialektdichtung, d. h. der begriffliche Kern, ist nichts weiter als der gerupfte Vogel", den man vergebens mit neuen Federn zu umkleiden sucht.

7. (S. 6.) Schleiermacher hat 1813 in der Akademie eine Abhandlung „über die verschiedenen Methoden des Übersetzens" gelesen (wieder abgedruckt in den Sämtl. Werken III, 2 S. 207 ff.), die sich übrigens zu sehr im Abstrakten bewegt, als daſs sie gerade für unsere Zwecke fruchtbar gemacht werden könnte. Dort heiſst es (S. 229): „Der Leser der Über„setzung wird dem bessern Leser des Werks in der Ursprache erst dann „gleich kommen, wenn er neben dem Geiste der Sprache auch den „eigentümlichen Geist des Verfassers in dem Werke zu ahnen und all„mählich aufzufassen vermag." Gegen diesen Gedanken wie überhaupt gegen Schleiermachers Abhandlung wandte sich Karl Schäfer, „Über die Aufgabe des Übersetzens", Progr. Erlangen 1839. Vergl. unten Anm. 11.

8. (S. 6.) Ich verkenne den sachlichen Vorteil nicht, den sich z. B. Karl Bone („Wie soll ich übersetzen?" Düsseldorf 1890) dadurch gesichert hat, daſs er alle Beispiele aus der einen Rede für Archias wählte.

9. (S. 7.) In einer gedankenreichen Abhandlung, deren Lektüre ein für allemal zur Ergänzung unserer allgemeinen Andeutungen empfohlen sein möge: „Vor- und Nachwort zum neuen Abdruck des Schlegel-Tieckschen Shakespeare“, Preufs. Jahrb. 68 (1891) S. 524—569. Die S. 8 angeführten Worte stehen dort S. 563.

10. (S. 7.) Einen ähnlichen Gedanken entwickelt Keller S. 40. Beispiele s. oben S. 34. 67. 89.

11. (S. 8.) Cicero *de opt. gen. oratorum* Kap. 5. — Schiller in einem Brief an Körner vom 24. Oktober 1791. — Humboldt, Einleitung zu Äschylos' Agamemnon (Werke Bd. III) S. 14 f. — Schleiermacher hat dieses Verfahren wohl etwas übertrieben, praktisch in seinem Platon und theoretisch in der vorher (Anm. 7) citierten Abhandlung: das mag man Schäfer zugeben. Aber im Princip hatte er doch recht. Was er (S. 213 f.) über das Recht jedes freidenkenden, selbstthätigen Menschen, auch seinerseits die Sprache zu bilden, sagt, verdient heute in einer Zeit, die nach schablonenhafter Korrektheit strebt, besondere Beachtung. — Interessant ist es den Einflufs zu beobachten, den die Übersetzung der Bibel auf die Entwickelung der lateinischen Sprache gehabt hat. Proben davon giebt Wölfflin in einem Aufsatz, der „Neue Bruchstücke der Freisinger Itala“ behandelt, Sitzgber. philos.-philol. u. histor. bayer. Akad. 1893, II.

12. (S. 8.) Tycho Mommsen, „Die Kunst des Übersetzens fremdsprachlicher Dichtungen ins Deutsche“ (1858). Zweite, vermehrte Auflage, mit einem Anhang über Shakespeare und Marlowe, Frankfurt a. M. 1886. Auch in Bezug auf die alten Sprachen findet sich hier manche treffende Bemerkung; vergl. unten Anm. 39.

13. (S. 10.) W. Münch, „Vermischte Aufsätze über Unterrichtsziele und Unterrichtskunst an höheren Schulen“ (Berlin 1888) S. 165—201. — Lattmann, „Der Schul-Jargon des latein. Unterrichts“, als Anhang zu einer Abhandlung über „Die Kombination der methodischen Principien in dem latein. Unterrichte der unteren und mittleren Klassen“, Clausthal 1882.

14. (S. 15.) G. Lejeune-Dirichlet, „Die Kunst des Übersetzens in die Muttersprache“. Jahrb. Philol. Pädag. 150 (1894) S. 507—518. Die vorn erwähnten Beispiele S. 514 f.

15. (S. 15.) Ein charakteristisches Beispiel dafür hat Wölfflin hervorgezogen in dem oben (Anm. 11) citierten Aufsatz S. 11. Tacitus erzählt von dem Freigelassenen Milichus, der die Verschwörung gegen Nero entdeckte (Ann. 15, 71): *conservatovis sibi nomen, Graeco eius rei vocabulo* [d. h. Σωτὴρ], *adsumpsit.*

16. (S. 26.) So Herm. Grimm (zuerst Deutsche Rundschau 82 [1895] S. 368). — Auch *B* 73 ist die Formel ἣ θέμις ἐστὶν nicht „Flickausdruck“, wie Haupt (bei Belger S. 184) meinte. Allerdings ist die Probe, die der Dichter hier den Agamemnon anstellen läfst, keineswegs natürlich; die Behauptung aber, dafs sie es sei, begreift man vollkommen — vom Standpunkte des Dichters aus. Auch modernen Rednern und Schriftstellern pflegen Worte wie „natürlich, selbstverständlich, notorisch, offenbar“

gerade da am leichtesten aus Feder und Mund zu fliefsen, wo sie etwas vorbringen, was recht sehr der Begründung bedürfte.

17. (S. 26.) Umgekehrt stellt Lehrs in seinem Aufsatz über Themis (Populäre Aufsätze² [1875] S. 93 ff.) den ethischen Begriff voran und sagt dann (S. 100): „Übrigens auch durch die Natur erstrecken sich diese „Gesetze; denn auch in den Ordnungen, welche in der Natur walten, „erkennt der Grieche dieselben Sittlichkeitsgesetze.“ Aber gerade das von Lehrs hervorgehobene Princip der Deutung [dafs man das Verständnis von Göttinnen wie Themis, Horen, Moiren, Muse, Nemesis „nur gewinnen „kann aus dem wohl beobachteten und verstandenen Gebrauch der ent- „sprechenden Nennwörter in der Sprache“] führt, wenn man von Homer ausgeht, dazu, dafs in *θέμις* der Begriff des Natürlichen die eigentliche Grundlage bildete.

18. (S. 26.) Popul. Aufs.² S. 145. Die Erklärung hängt zusammen mit dem Unterschiede, den Lehrs für die beiden griechischen Bezeichnungen der Gottheit festgestellt hat: *θεοί* sind die Götter, insofern sie „durch Herrlichkeit, Mächtigkeit, Seligkeit hoch über alles Lebende emporragen“; *δαίμονες*, insofern sie „fördernd oder schreckend, erhebend oder demütigend, ... wohlthätig oder verderblich ... auf den Menschen einwirken“.

19. (S. 28.) Vergl. meine Anzeige von Antons „Etymologischer Erklärung homerischer Wörter“ in den Jahresber. des philol. Vereins zu Berlin X (1884) S. 329 und besonders die ausführliche Besprechung von Autenrieths „Wörterbuch zu den homerischen Gedichten“ Berl. philol. Wochenschrift 1888 S. 645—651. Dort habe ich den Nachweis geführt, dafs dieses wegen seiner hübschen Bilder über Verdienst verbreitete Buch einer durchgreifenden Umarbeitung unterzogen werden müfste, um ein nützliches Hilfsmittel in den Händen der Schüler zu werden.

20. (S. 34.) Dies habe ich weiter ausgeführt in einem pseudonym erschienenen Aufsatz der Preufs. Jahrbücher (69 [1892] S. 782 ff.): „Zur Pflege der deutschen Sprache“ von Ludwig Logander.

21. (S. 40.) Über die doppelte Art von Bildern handelt gut Robert Thomas in seiner Dissertation „Zur historischen Entwickelung der Metapher im Griechischen“ (Erlangen 1891) S. 3 ff., der dafür die auch sonst vorgeschlagenen Ausdrücke „Sprachmetaphern“ und „Autormetaphern“ gebraucht. Er selbst hat die ersteren, für die Litteratur von Homer bis zu Pindar und Äschylos, in lexikalischer Anordnung bearbeitet.

22. (S. 41.) Über *onus* vergl. Kiefslings Anmerkung; das Verständnis von Od. II 4, 9 ff. ist zuerst von Bücheler (Rhein. Mus. 37, S. 228) gegeben und danach dieses Beispiel in meiner Schrift „Wort- und Gedankenspiele in den Oden des Horaz“ (Kiel und Leipzig 1892) S. 42 f. in den Zusammenhang verwandter Erscheinungen gestellt worden.

23. (S. 43.) Dieser Gedanke ist etwas näher begründet und dann verwertet in meiner Schrift „Unsere Erziehung durch Griechen und Römer“ (Berlin 1890) S. 52 f.

24. (S. 49.) Herm. Grimm, Homer: Ilias, erster bis neunter Gesang; Berlin 1890. Zehnter bis letzter Gesang, 1895. — Wilh. Jordan: Homers Odyssee, Homers Ilias, übersetzt und erklärt. Frankfurt a. M. 1875, 1881. — Vergl. meine Besprechung von Jordans Ilias in den Jahresberichten des philol. Vereins zu Berlin X (1884) S. 268—277, wo das vorn ausgesprochene Urteil genauer begründet ist. Aus Grimms Buche lernt man den Übersetzer so ziemlich kennen; von Homer ist nicht viel übrig geblieben.

25. (S. 49.) Julius Rothfuchs, Bekenntnisse aus der Arbeit des erziehenden Unterrichtes. Das Übersetzen in das Deutsche und manches andere. Marburg 1892. Ein recht brauchbares Buch, trotz mancher argen Trivialitäten und Geschmacklosigkeiten, in denen sich der Verfasser gefällt. Durch praktische Winke wird es namentlich jüngeren Lehrern gute Dienste leisten können.

26. (S. 50.) Parerga und Paralipomena, Kap. 25: Über Sprache und Worte. Dort findet sich manches Nützliche vom Übersetzen und vom freien Gebrauch der eigenen Sprache gesagt. U. a. macht Schopenhauer die treffende Bemerkung, daſs, wie der ungeschickte Gebrauch überlieferter Wortverbindungen und Redensarten auf Mangel eigener Gedanken schlieſsen läſst, so umgekehrt „Originalität der Wendungen und individuelle Angemessenheit jedes Ausdrucks, den einer gebraucht, ein unfehlbares „Symptom überwiegenden Geistes“ ist.

27. (S. 53.) Den Hinweis auf dieses Beispiel verdanke ich der anregenden Dissertation von Johannes Teuffer, De Homero in apophthegmatis usurpato (Leipzig 1890) p. 41.

28. (S. 53.) Ich freue mich, daſs auch Wilamowitz (Commentariolum metricum II [1895] p. 6) die Beobachtung ausgesprochen hat: in vetere Graecorum lingua adiectivis omnibus activam et passivam vim inesse. Aus diesem Grunde läſst er *ἀναύδῳ μένει* in Äschylos' Agamemnon 238, das er früher in *ἀναιδεῖ μένει* ändern wollte, jetzt gelten: vis quae vocem prohibet. Auch seine Erklärung des doppelten Begriffes von *ἄτη* (zum Herakles 918) ruht auf dieser Anschauung.

29. (S. 58.) Hermann Opusc. IV. p. 10 (De particula *ἄν*, I 3) erklärt die Bedeutung von *ἄν* im Vergleich mit *ἴσως, πού, τέ* so: „Fortuita „notantur particulis *ἄν* vel *κέν*“, d. h. (nach p. 9): „quae utrum sint an „non sint fortuitum est, i. e. ex aliqua condicione suspensum, cuius veritas „prius cognoscenda est, quam, verumne sit quod ex ea pendet, sciamus.“

30. (S. 59.) Hermann ebenda p. 179 sq. (Partic. *ἄν* IV 2): „*πεσεῖν* „est *cadere, πεσεῖν ἄν cadere posse,* ut apud Herodotum VII 203.“

31. (S. 64.) Nauck in seinen „Kritischen Bemerkungen“ (gröſstenteils zu Homer), Bulletin de l'Académie impériale des sciences de St.-Pétersbourg 25 (1879) S. 474 ff.

32. (S. 65.) Jacob Wackernagel, „Über ein Gesetz der indogermanischen Wortstellung“, Indogerm. Forschungen I (1891/92) S. 333 ff. Die Bemerkung über *γέ* und *πέρ* S. 371.

33. (S. 66.) Die Kommentare bieten nichts Rechtes zur Erklärung von εἴ γε; der neue, den Herr Professor Dr. Ernst Naumann für die Sammlung von Velhagen & Klasing geliefert hat, deshalb nicht, weil das Gespräch, innerhalb dessen die Worte vorkommen, im Texte weggelassen ist. Dafs die rührende Scene, wie Kalypso noch einmal versucht den geliebten Mann zurückzuhalten, zu den Stellen der Odyssee gehöre, die nach Ausweis der Programme „niemals oder doch nur selten im Unterrichte behandelt werden", wird der Herausgeber selbst nicht behaupten. Das Gleiche gilt von der Rede, die der Bettler (σ 366 ff.) an den frechen Eurymachos richtet, wo bei jedem Worte die Königsnatur sich verraten will, aber zurückgedrängt wird, bis sie dann doch zuletzt, für das gespannte Publikum des Dichters höchst wirksam, nur von den verblendeten Freiern nicht verstanden, hervorbricht. Auch dieses köstliche Stück fehlt in der verstümmelten Odyssee des Herrn Naumann. Ebenso will er dem Lehrer, und für Privatlektüre dem Schüler, verwehren den Schiffbau des Odysseus (ε 228 ff.) zu lesen, der, wenn man ihn nach Breusing behandelt, die Jungen aufs lebhafteste interessiert und schon manchen für Homer gewonnen hat, dem der Dichter bis dahin gleichgiltig gewesen war. Das sind drei Beispiele ganz verschiedener Art. Durchweg macht die Auswahl den Eindruck, als habe der Bearbeiter immer diejenigen Stücke ausgeschieden, die er nicht zu würdigen wufste, wo man sich denn wundern mag dafs immerhin so viel geblieben ist; noch mehr aber doch darüber, dafs bei einem litterarischen Unternehmen, an dessen Spitze die Namen Hermann Müller und Oskar Jäger stehen, so etwas verübt werden durfte.

33a. (S. 67.) Genaueres über die Verbindung ἄν κεν findet man in „Grundfragen der Homerkritik" (1895) S. 111 in dem Kapitel „Dialektmischung". Ebendort S. 49 f. 56 ist, im Zusammenhang einer Betrachtung der „voralexandrinischen Textgeschichte", gezeigt, warum wir anerkennen müssen, dafs Wörter wie τέ, ῥά, γέ vom Dichter selbst manchmal geradezu bedeutungslos gebraucht sind.

34. (S. 67.) Einen Beitrag zur Verwertung dieses Gedankens brachte mein Aufsatz „Zur homerischen Interpunktion", Rhein. Mus. 44 (1889) S. 347—368.

35. (S. 78.) Man kann für den Reiz der Naivität, der in Herodots Anakoluthien liegt, empfänglich sein und doch erkennen, dafs in diesem Punkte die strenge Zucht, der die Sprache durch den fortgesetzten schriftlichen Gebrauch unterworfen wurde, heilsam gewirkt hat. Der Grundsatz, dafs man so schreiben solle wie man sprechen würde, ist heute nicht mehr berechtigt; er würde, konsequent befolgt, zu einem Naturalismus führen, der einen geistigen Gewinn von Jahrtausenden wieder in Frage stellte. Dieser Gefahr ist sich Otto Schröder in seinem hübschen Buche „Vom papiernen Stil" (Berlin 1889) nicht recht bewufst gewesen.

36. (S. 80.) Dies ist im Zusammenhang mit zahlreichen ähnlichen Beobachtungen erörtert in meinem Aufsatz „Über eine eigentümliche Schwäche der homerischen Denkart", Rhein. Mus. 47 (1892) S. 74—113;

jetzt umgearbeitet in dem Kapitel über „Homerische Komposition“ in meinen „Grundfragen der Homerkritik“.

37. (S. 81.) Über Zeitart und Zeitstufe handelt Karl Mutzbauer: „Die Grundlagen der griechischen Tempuslehre und der homerische Tempusgebrauch“ (Strafsburg 1893) S. 4 f., und noch schärfer Hans Meltzer, Zeitschr. für das Gymnasialw. 49 (1895) S. 467 f. (in einer Recension von Kaegis Schulgrammatik).

38. (S. 81.) Dies sind Beispiele von selbständigem (absolutem) Tempusgebrauch an Stelle des bezogenen (relativen), den man zunächst erwartet: *regnarant, dederant aut reddiderant.* Genaueres darüber bald an anderer Stelle.

39. (S. 84.) Zu ihnen gehört Gustav Weck, „Die Principien der Übersetzungskunst“, Progr. Rawitsch 1876. Er tritt mit Wärme dafür ein, dafs überhaupt Übersetzen eine Kunst sei, meint aber, sie in einiger Vollkommenheit auszuüben sei den poetischen Werken des Altertums gegenüber unmöglich: „die metrischen Produkte unserer klassischen Zeit „stehen, trotz Goethe und Schiller, formal nicht gar hoch über dem bekannten Distichon“ (S. 10). Tiefer blickte Tycho Mommsen in der oben (Anm. 12) citierten Schrift (S. 58): „Obgleich auch der beste deutsche „Hexameter im Grunde nur ein Spottbild eines griechischen oder lateinischen „ist, so hat man doch auf dem Wege der Nachahmung rhythmische Ge„bilde erschaffen, welche nicht sowohl die einfacheren Formen der Alten „so analog wie möglich wiedergeben, als vielmehr (z. B. bei dem deutschen „Hexameter und Pentameter) wieder neue Formen geworden sind, die „sich ihre eigenen Wohllautsgesetze ausgebildet haben, die auch, was das „Allermerkwürdigste ist, bis zu einem hohen Grade populär geworden sind.“

40. (S. 86.) Wie sehr doch auch unsere Sprache durch den Verfall ihrer Formen undeutlich geworden ist und immer mehr wird, zeigt die überaus lehrreiche Abhandlung von Hermann Röhl: Über die praktische Brauchbarkeit der wichtigsten modernen Sprachen, speziell der deutschen. Naumburg a. S. Gymn.-Progr. 1892.

41. (S. 87.) Dafs Usener (Rhein. Mus. 1869 S. 338) das *an* vor *superbos* mit Recht gestrichen hat, sollte nicht erst erwähnt zu werden brauchen.

41a. (S. 87.) Ein treffliches Beispiel wirksamer Wortfolge aus Cicero in Catilin. I 1, 3 (*habemus senatusconsultum in te, Catilina, vehemens et grave*) erläutert mit seiner erquickenden Frische v. d. Gabelentz, „Die Sprachwissenschaft“, S. 355.

42. (S. 89.) In einem Brief an Frau von La Roche, 20. November 1774, abgedruckt bei Bernays, Der junge Goethe, III S. 43 f., jetzt in der Gesamtausgabe der Briefe II S. 205 f. Da die Stelle vielleicht nicht jedem, der sie kennen lernen oder seinen Schülern vorlesen möchte, bequem zugänglich ist, so setze ich sie ganz her: „Hier ein kurzes Rezipe „für des werthen Baron v. Hohenfelds Griechisches Studium! ‘So du einen „Homer hast, ists gut; hast du keinen, kauffe dir den Ernestischen da „die Clärckische wörtliche Uebersezzung beygefügt ist; sodann verschaffe

„dir Schaufelbergs *Clavem Homericam*, und ein Spiel weiſſe Karten. „Hast du dies beysammen so fang an zu lesen die Ilias. achte nicht auf „Accente, sondern lies wie die Melodey des Hexameters dahinfliest „und es dir schön klinge in der Seele. Verstehst du's; so ist alles gethan, „so du's aber nicht verstehst, sieh die Uebersezzung an, lies die Ueber-„sezzung, und das Original, und das Original und die Uebersezzung, etwa „ein zwanzig, dreiſig Verse, biſſ dir ein Licht aufgeht über Construcktion, „die in Homer reinste Bilderstellung ist. Sodann ergreife deinen *Clavem* „wo du wirst Zeile vor Zeile die Worte analisirt finden, das *Praesens* „und den *Nominativum* schreibe sodann auf die Karten, steck sie in „Dein Souvenir, und lerne dran zu hause und auf dem Feld, wie einer „beten mögt, dem das Herz ganz nach Gott hing. Und so immer ein „dreisig Verse nach dem andern, und hast du zwey, drey Bücher so „durchgearbeitet, versprech ich dir, stehst du frisch und franck vor Deinem „Homer, und verstehst ihn ohne Uebersezzung Schaufelberg und Karten.' „*Probatum est!* — Im Ernst liebe Mama, warum das alles so und so, „und just Karten seyn müssen. Nicht untersucht ruft der Arzt! Warum „muſſ das eben Neſſeltuch seyn worin das Huhn gestoft wird. Sagen „Sie dem hochwürdigen Schüler zum Troste, Homer sey der leichteste „Griechische Autor, den man aber aus sich selbst verstehen lernen muſſ."

43. (S. 109.) „Über die neuere deutsche Prosa", Deutsche Rundschau 59 (1889) S. 36—47. Rümelin stellt u. a. die beiden Sätze gegen einander: „eine öffentliche Rede soll vor allem klar und verständlich sein" und: „die erste Forderung an eine für die Öffentlichkeit bestimmte Rede ist Klarheit und Verständlichkeit". Die zweite Form entspricht der heutigen Mode, von der der Verfasser statistisch nachweist, wie sie seit Goethes Zeit zugenommen hat.

44. (S. 120.) In einem Artikel über die neuen Lehrpläne („Grenzboten" 51 [1892] 2, S. 55) hat Otto Schröder den Passus derselben, der von der Wichtigkeit eines guten deutschen Unterrichtes handelt, mühelos in eine fast elegante lateinische Periode übersetzt.

45. (S. 120.) Im Anschluſs an einen Vortrag über die Übersetzungskunst. Dem kurzen Bericht darüber, den Moldenhauer in der Zeitschrift f. d. Gymnasialw. 39 (1885) S. 648 f. gegeben hat, ist diese doppelte Übersetzung vollständig beigefügt.

46. (S. 121.) Rothfuchs, Beiträge zur Methodik des altsprachlichen Unterrichtes, insbesondere des lateinischen (3. Auflage, 1893) S. 61 ff. Kapitel 2—4 dieses nützlichen Buches handeln vom Konstruieren, Extemporieren, Präparieren.

47. (S. 126.) In der Diskussion über den Anm. 45 citierten Bardtschen Vortrag.

48. (S. 128.) „Die revidierte Lutherbibel des Halleschen Waisenhauses, besprochen von Paul de Lagarde." Aus dem zweiten Stücke der goettingischen gelehrten Anzeigen des Jahres 1885, besonders abgedruckt Goettingen 1885. Eine in vielen Beziehungen höchst lesenswerte Schrift.

49. (S. 128.) Über die Einführung der fremden Metra ins Deutsche vergl. oben S. 10 f. und Anm. 39. Neuerdings ist für den bleibenden Wert von Vossens Übersetzung mit grofser Wärme eingetreten G. Lejeune-Dirichlet in dem schon (Anm. 14) erwähnten Aufsatz.

50. (S. 129.) Wahrheit und Dichtung III 11. Die weiter erwähnten drei Epochen sind in den Noten und Abhandlungen zum Divan, unter „Übersetzungen", beschrieben.

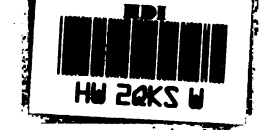
Register.

I.

II.

III.

Anhaltische Buchdruckerei Gutenberg, e. G. m. b. H., Dessau.


HW 2QKS W

